

Freundschaft

Zeitung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Kasachstans
Erscheint seit 1. Januar 1966

Freitag, 10. November 1989

Nr. 216 (6 094)

Preis 3 Kopeken

Aktuelles Interview

Erste Schritte fallen schwer

Was hat die wirtschaftliche Rechnungsführung inzwischen erbracht, und inwieweit kann ein Arbeitskollektiv die ihm vom Gesetz über den staatlichen Betrieb gewährten Rechte in Wirklichkeit nutzen? Kurzum, wie leben und wirken die Kollektive unter den neuen Bedingungen der Wirtschaftsführung? Diese Fragen standen im Mittelpunkt des Gesprächs unseres Korrespondenten Alexander REISCH mit dem Direktor der Petropawlowsker Konfektionsfabrik „Komsomolka“ Woldemar FRANK und der Leiterin der Abteilung Produktionsplanung Nina JURTSCHENKO.

Woldemar FRANK: Ich muß gleich vorwegnehmen, daß ich diesen Posten erst kurze Zeit bekleide. Die Produktion kenne ich aber gut. Ich bin hierher von der Pawlodarer Konfektionsfabrik delegiert worden, wo ich in mehreren Produktionsbereichen tätig war. Jetzt hat man mich in diese Fabrik geschickt. Manche Elemente der wirtschaftlichen Rechnungsführung hatten wir schon vor drei Jahren in einigen Brigaden des Betriebs angewandt. Im vorigen Jahr haben wir die neuen Formen der Arbeitsorganisation im ganzen Betrieb eingeführt.

Und wie sind die ersten Schritte? Woldemar FRANK: Sie fielen uns nicht leicht, waren aber insgesamt erfolgreich. Da werden wir zum Beispiel kritisiert, daß wir die Planaufgaben der Ergebnisse mit dem Prädikat „N“ und nach Vertragspreisen nicht erfüllen. Andererseits aber hatten wir diese Ergebnisse früher lediglich für eine Summe von 100 000 Rubel produziert. Heute ist diese Kennziffer wesentlich höher. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß die Fabrik gegenwärtig weitgehend modernisiert wird, die Planaufgaben sind jedoch die gleichen geblieben.

Die Arbeiten hier erst das zweite Jahr, doch der Betrieb kommt langsam, aber sicher aus dem Rückstand.

Woldemar FRANK: Leider ha-

ben wir vieles dabel verpaßt. Genauere, wir hätten viel früher zur wirtschaftlichen Rechnungsführung übergehen sollen. Dann hätte uns heute die Last der sich im Laufe der Jahre angehäuften Probleme nicht so gedrückt. Unlängst hat die Fabrik ihren 41. Gründungstag begangen. Die Produktion hat inzwischen nahezu 500 000 Erzeugnisse pro Jahr im Werte von über 30 Millionen Rubel erreicht. Der ganze Produktionszuwachs ist ohne Vergrößerung der Beschäftigtenzahl und nur durch die Steigerung der Arbeitsproduktivität erzielt worden. Doch in all diesen Jahren ist die ganze Werkaurüstung moralisch und physisch veraltet. Mangelhaft wird auch das Wohnungsproblem gelöst. Von den insgesamt 1 100 Beschäftigten stehen etwa 200 in der Liste der Wohnungssuchenden. Dem Betrieb fehlt eine eigene Erhaltungsbasis.

Die Umgestaltung des Wirtschaftsmechanismus wird Voraussetzung für eine schnellere Modernisierung und Erweiterung der Produktion sowie für die Lösung sozialer Probleme schaffen. Heute hat der Betrieb das Recht, selbständig über einen Teil der erwirtschafteten Mittel zu verfügen und zu entscheiden, wo er ihn anlegen kann.

Woldemar FRANK: Tatsächlich, wir verfügen über viele Rechte, doch sie lassen sich nur

schwer realisieren. Als ein Betrieb der Leichtindustrie überweisen wir an das Staatsbudget 47 Prozent unseres Bruttoeinkommens. Heute bleiben uns nach allen Abführungen 1 967 000 Rubel übrig. Da weiß man wirklich nicht, was man mit diesem Geld anfangen soll.

Nina JURTSCHENKO: Die Perspektive ist aber doch erfreulich. Bis Ende dieses Planjahres werden wir in die Produktionsentwicklung 2 336 000 Rubel und in den Sozialbereich 2 100 000 Rubel investieren. Dagegen hatten wir im vorigen Planjahr lediglich eine Million verbraucht. Jede Fabrikarbeiterin kennt diese Zahlen. Wir haben sie auf dem Arbeitsrat des Kollektivs erörtert.

Woldemar FRANK: Der Arbeitsrat hat jeden Punkt des Fabrikbudgets sehr ernst behandelt. Dieser Rat wurde bei uns im vorigen Jahr gebildet; ehrlich gesagt, existierte er auch schon früher, aber nur auf dem Papier. Heute gewinnt er immer mehr an Ansehen und Kraft. Wir haben bereits ein Komplexprogramm der sozialen Entwicklung erarbeitet. Inzwischen sind schon ein Arbeiterheim für 360 Plätze und eine Kinderkombination gebaut worden. Gegenwärtig errichten wir ein Kleinfamilienhaus. Außerdem haben wir einen Vertrag für den Bau eines 90-Familien-Wohnhauses abgeschlossen. Wir hoffen, daß in den nächsten ein bis zwei Jahren das Wohnungsproblem gelöst wird.

Darüber hinaus sind eine Kompressor- und eine Brandschutzstation errichtet worden. Zur Zeit wird der Bau der Lageräume für die Importausrüstung abgeschlossen. In vollem Gange ist die Vorbereitungsarbeit zur technischen Erneuerung,

Reparatur und Rekonstruktion der Werkabteilungen. Dazu brauchen wir erhebliche Mittel. Vom Gewinn bleiben uns jedoch nur etwas mehr als 13 Prozent zurück.

Und wo ist der Ausweg? Woldemar FRANK: Einen Teil der Mittel für die technische Umrüstung hat uns der Ministerrat der UdSSR schon bereitgestellt. Es ist auch ein Vertrag mit der BRD-Firma „Ferrostaal“ abgeschlossen worden. Im Februar wird man bereits mit der Montage der Ausrüstungen beginnen. Wir haben große Pläne. Vor allem erwarten wir einen erheblichen Effekt von der Steigerung der Arbeitsproduktivität und der Vergrößerung der Produktion moderner Erzeugnisse. Vieles hängt jedoch nicht nur von uns allein ab. Sehr oft bereiten uns die unregelmäßigen Lieferungen Schwierigkeiten. Sehr ernst ist es darum in den Betrieben Armeniens, Aserbaidshans und Moldawiens bestellt, die wegen der Streiks ihre Produktion für mehrere Tage lahmlegen. Dies wirkt sich auch auf die Arbeit unseres Betriebes aus.

Den ganzen Futterstoff bekommen wir zum Beispiel aus den Betrieben dieser Republik. Im Ergebnis hatten wir insgesamt drei Wochen Stillstand und nun Produktionsverluste in Höhe von über 800 000 Rubel tragen müssen. Und bei der wirtschaftlichen Rechnungsführung sind derartige Störungen unzulässig.

Nina JURTSCHENKO: Sie haben vollkommen recht, denn heute arbeiten die Leitung und die Arbeiter vertragsmäßig. Dabei ist die Leitung verpflichtet, die Brigaden mit Rohstoff zu versorgen. Früher hatte man die Planaufgaben für die Brigaden oft verändert: Wenn Ende des Monats die Planerfüllung ins Wanken kam, so hatte die Brigade

gehofft, daß man „oben“ für sie doch etwas unternehmen wird. Heute weiß jede Arbeiterin gut: Erfüllt die Brigade die Planaufgaben nach Sortiment nicht, wird der ganze Betrieb die Lieferverträge verletzen. Dies bedeutet aber zugleich weniger Abführungen an das eigene Budget. Jetzt lassen die Arbeiterinnen den Brigadier bei Stillständen nicht in Ruhe, bis wieder alles läuft. Nur eins brennt uns noch auf den Nägeln: Die Prämien für die Einsparung existieren bislang nur auf dem Papier. Die Arbeiterinnen empören sich mit Recht: Man spart, bekommt aber keine Prämie dafür.

Woldemar FRANK: Tatsächlich, das Problem der materiellen Stimulierung für die Ökonomie ist noch nicht gelöst. Theoretisch scheint alles tipptopp zu sein: Hast du gepart, so hast du bitte auch etwas dafür. Aus welchen Mitteln aber? Der Lohnfonds in den Werkabteilungen ist streng geregelt. Dabei gibt es im Betrieb Abschnitte, wo man im Interesse des Kollektivs Überstunden leisten muß. Die Mehrheit der Arbeiterinnen akzeptiert das, aber manche bringt das gleich auf die Palme: Warum muß ich persönlich Überstunden machen, damit andere profitieren?

Nina JURTSCHENKO: Was kann man dagegen sagen? Das eigene Hemd ist einem noch immer näher als die kollektive Weste. Aber auch in der Arbeit gibt es noch viele Störungen. Allein im Juni sind bei uns fünf Arbeitstage ausgefallen, und dann mußten wir alle Samstage arbeiten, wo es doch ein Frauenbetrieb ist. Nach derartigen Einsparungen geht die Arbeitsproduktivität gewöhnlich um 20 Prozent zurück.

Wodurch waren diese Stillstände hervorgerufen? Woldemar FRANK: Das letzte Mal hatten wir zum Beispiel plötzlich keine Elektroenergie: das Unterwerk setzte aus. Bis wir mit der Reparatur fertig waren, war auch der Tag zu Ende. Heute dürfen wir uns bei der weiteren Vertiefung der Beziehungen der wirtschaftlichen Rechnungsführung mit solchen Stillständen nicht mehr abfinden.

Festempfang im Kreml

Das Zentralkomitee der KPdSU, das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR und der Ministerrat der UdSSR haben am 7. November im Moskauer Kremlopalast einen Empfang anlässlich des 72. Jahrestags der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution gegeben.

Anwesend auf dem Empfang waren die Genossen M. S. Gorbatschow, V. I. Worotnikow, L. N. Saikow, W. A. Krjutschkow, J. K. Ligatschow, W. A. Medwedew, N. I. Ryschikow, N. N. Sijunkow, E. A. Schewardnadse, A. N. Jakowlew, A. P. Birljukow, A. V. Wlassow, A. I. Ljukinow, J. M. Primakow, B. K. Pugo, O. P. Rasmowski, D. T. Jasow, O. D. Baklanow, A. N. Girenko, J. A. Manajenow, J. S. Strojew und G. I. Usmanow.

Im Saal befanden sich Mitglieder und Kandidaten des ZK der KPdSU, Mitglieder der Zentralen

Revisionskommission der KPdSU, Volksdeputierte der UdSSR, Leiter von Ministerien und zentralen Staatsorganen, Vertreter von Partei-, Staats- und Massenorganisationen, Veteranen der Partei Lenins, Teilnehmer der Oktoberrevolution, Bestarbeiter der Industrie und der Landwirtschaft, namhafte Wissenschaftler, Kulturschaffende, höhere Militärs, Teilnehmer der Militärparade auf dem Roten Platz.

Zugegen waren auch die in unserer Land zu den Feierlichkeiten gekommenen ausländischen Gäste, Chefs in Moskau akkreditierter ausländischer diplomatischer Vertretungen, Vertreter der Geistlichkeit, sowjetische und ausländische Journalisten.

Der Generalsekretär des ZK der KPdSU und Vorsitzende des Obersten Sowjets der UdSSR M. S. Gorbatschow hielt an die Anwesenden eine Ansprache.

Ansprache des Genossen M. S. Gorbatschow

Teure Freunde, Genossen! Meine Damen und Herren! Immer weiter in die Vergangenheit rücken die Oktobertage von 1917, mit denen die Geburt einer neuen Welt verbunden ist. Jeder Jahrestag der Großen Oktoberrevolution ist ein eigentliches Moment der Wahrheit, eine Überprüfung unserer Taten nach den Idealen der Revolution, ein Anlaß dazu, immer wieder nicht nur über das Durchlebte, sondern auch über die Zukunft nachzudenken.

Wir sind stolz darauf, was unsere Völker unter den Bannern des Roten Oktober vollbracht haben. An diesem Tag würdigen wir hoch alle Generationen der sowjetischen Menschen sowie ihre Leistungen und Taten.

Doch dieser Stolz mindert uns nicht daran, zu sehen, daß nicht alles so geschieht, wie die Bolschewiki und Lenin das vorgehabt hatten. Wir wissen aber, was die Pflicht der heutigen Generationen ist. Wir leben und arbeiten in einer Zeit des Umbruchs. Die auf Initiative der KPdSU entfaltete Umgestaltung hat weiten Raum für die schöpferische Tätigkeit wie auch für jeden Bürger und das ganze Volk geschaffen.

Die Zukunft des Landes hängt davon ab, wie unsere Sache weiter verlaufen wird.

Aus der revolutionären Umgestaltung, aus dem Wachstum der gesellschaftlichen Aktivität schöpfen wir heute historischen Optimismus, unseren Glauben an die Verkörperung der großzügigen Pläne der Erneuerung unseres Landes.

Die Wirtschaftsreform geht unter Schwierigkeiten, jedoch unentwegt voran. Wir schaffen eine gesetzliche Grundlage für einen Rechtsstaat. Eine Plattform der Harmonisierung der Beziehungen zwischen den Nationen ist erarbeitet worden. Der Prozeß der Demokratisierung und der Offenheit wirkt sich immer günstiger auf den Sozialismus aus.

Wir müssen die jetzige kritische Periode durchmachen, ohne uns verweisen zu lassen, zielbewußt und mit aufgekoppelten Ärmeln arbeitend. Der Lehre des Oktober und dem Vermächtnis Lenins treu sein heißt der Wahrheit in die Augen schauen, die Wirklichkeit so sehen, wie sie ist, und, hauptsächlich, realistisch und konstruktiv handeln.

Die im Volke zunehmende Einsicht in die Notwendigkeit der Vergrößerung der Anstrengungen zur Realisierung der Umgestaltungspläne ist das wichtigste Merkmal von heute.

Das Stützen auf das Volk ist in allem — sowohl in den inneren als auch in den auswärtigen Angelegenheiten — wichtig. Erst an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend

fangen wir wohl an zu begreifen, daß nicht die Beziehungen zwischen den Regierungen allein, sondern gerade die Beziehungen zwischen den Völkern den Hauptinhalt des Begriffes „internationale Politik“ ausmachen. Und die Ereignisse entwickeln sich hier nach Lenin.

Das Wichtigste, was heute die Stimmungen der Menschen in der Welt kennzeichnet, ist das Gefühl der Einheitlichkeit unseres gemeinsamen irdischen Schicksals und das zunehmende Verständnis dessen, daß die Welt ganzheitlich ist und in ihr alles gegenseitig zusammenhängt.

Natürlich haben die Völker ein solches Gefühl immer gehabt, das liegt in der Natur des Menschen, der von jeher für Kontakte, für Zusammenarbeit und Freundschaft geschaffen ist.

Jedoch hat sich in unserer gemeinsamen Menschengeschichte zu viel Mißgunst, zu viel Böses angehäuft. Wieviel Zeit ist erforderlich, um die neue Etappe im Leben der Völker der Erde wirklich friedlich zu machen? Das hängt von uns allen, von unseren gemeinsamen Anstrengungen und von unserer Entschlossenheit ab, die Gewalt als Instrument der Politik für immer auszuschließen und das Recht und die Achtung des anderen zur Norm und zum Gesetz des internationalen Lebens zu machen. Ich glaube, daß alle Anwesenden damit einverstanden sein werden.

Gestatten Sie mir, im Namen des Zentralkomitees der KPdSU, des Präsidiums des Obersten Sowjets und des Ministerrats der UdSSR Sie alle zum Feiertag zu beglückwünschen!

Wir wenden uns an alle Sowjetmenschen mit Worten einer herzlichen Gratulation zum 72. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und Wünschen für Erfolg bei der großen Sache der Erneuerung des sozialistischen Vaterlandes.

An diesem hohen Tag übermitteln wir unseren Oktobergruß und freundschaftliche Wünsche den Völkern der sozialistischen Länder, den Kommunisten und Demokraten der ganzen Welt und allen unseren Freunden im Ausland.

Alles Beste wünschen wir den im Saal anwesenden Vertretern des Auslands, die unsere Feier mit uns teilen.

Ich danke den Leitern von Staaten, Regierungen, Parteien und Organisationen sowie einzelnen Bürgern, die uns Glückwünsche und Gratulationen gesandt haben.

Viel Glück zum Feiertag! Der Empfang verlief in einer warmen und festlichen Atmosphäre. (TASS)

Wirtschaftsleben kurzgefaßt

Körnermais wird seit diesem Jahr im Sowchos „F. Dzierzynski“ Gebiet Aktjubinsk, angebaut. Die Flächen dieser Kultur machen im Sowchos 200 Hektar aus. Körnermais ist ein nahrhaftes Zusatzfuttermittel für die Rinder und Schweine und wird die Futtermittellieferung der Tiere bereichern.

Als erste im Gebiet Kustanal haben die Werktätigen der Landwirtschaft des gleichnamigen Rayons den Jahresplan bei Milch erfüllt. Einen gewichtigen Beitrag leisteten dazu die Inhaber der individuellen Bauernwirtschaften, die seit Jahresbeginn 15 000 Tonnen Milch geliefert haben. Die aktivsten Lieferanten der Milchzeugnisse sind die Werktätigen des Agrarbetriebs „Saretschnoje“.

Effekt der Erneuerung

Von dem hohen Effekt der Erneuerung der Milchkuhherde überzeugten sich aus eigener Erfahrung die Viehzüchter des Kolchos „XXII. Parteltag der KPdSU“, Gebiet Taldy-Kurgan. Anstelle der örtlichen wenig produktiven Kühe haben sie im Gebiet Moskau Kälber schwarz-bunter Rinder angekauft. Das brachte dann auch spürbare Resultate: Insgesamt stieg in den zwei letzten Jahren der durchschnittliche Milchtrag der Kolchoskühe um 1 000 Kilogramm. Jetzt bekommt man je Kuh bis 3 500 Kilogramm Milch während einer Abmelkzeit. Infolgedessen begann nun die Milchviehzucht, in die Kolchoskasse solide Summen einzubringen.

Um die Verbesserung der Rinderrassen bemüht man sich auch in anderen Agrarbetrieben des Rayons, der ein großer Lieferant der tierischen Erzeugnisse an das Gebietszentrum ist. Jetzt gibt es hier schon in allen Milchfarmen und -komplexen Kuhgruppen mit hohen Erträgen, deren Milch hohen Fettgehalt aufweist. Dadurch ist die Milchviehzucht im Gebiet Taldy-Kurgan zu einem rentablen Zweig geworden.

(KasTAG)

Neue Rohstoffquellen

Die Metallurgen aus Balchasch schaffen Vorräte an kupferreichem Rohstoff. Die Lagerstätten Burly, Karatas und Aktogastskoje (Gebiet Sempalatinsk) sind bereits erkundet worden und werden für die Ausbeutung vorbereitet. Von bestimmtem Interesse ist die Geschichte noch einer von ihnen. Vor über 60 Jahren wurde in

der Pawlodarer Steppe die Lagerstätte Botschekul erkundet. Jedoch die Nutzung ihrer Vorräte wurde aus einem Planjahr fünf ins andere verschoben. Nun kam auch sie an die Reihe. Unlängst ist man an den Abbau eines Tagebaus gegangen, wo man bis Ende des Jahres über eine Million Kubikmeter Taubgestein aus-

zuheben und den Erzkörper zu erreichen gedenkt.

Die Kumpel und die Bauarbeiter haben sich in der kleinen Siedlung Turkuduk eingerichtet und arbeiten nach dem Wacht-dienstverfahren. 16 ihrer Baggerführer hat dazu der älteste Betrieb der Vereinigung „Balchasch-med“ — das Bergwerk Kounrad — eingesandt. Zuerst wird

das Erz mit Kippern bis zur nächsten Bahnstation und von dort nach Balchasch gebracht. In der Perspektive wird hier ein großes Aufbereitungskombinat entstehen, das Kupferkonzentrat erzeugen wird.

So wird noch eine neue Rohstoffbasis geschaffen, deren Ausbeutung viel Erz mit hohem Metallgehalt liefern wird.

Wilhelm BOCHLER

Gebiet Dsheskasgan



Die Erzeugnisse der Kunstkeramikfabrik Alma-Ata sind in der Republik beliebt und werden nie Ledenhüter. Portionsgefäße für Zubereitung zweiter Gänge, Blumentöpfe, Vasen und andere Haushaltsgegenstände aus Keramik (heute produziert der Betrieb 150 Arten davon) sind bei den Kunden sehr gefragt. Daher ist es ganz gesetzmäßig, daß der Betrieb den Staatsauftrag sicher erfüllt.

Ein umfassendes Programm hatte das Kollektiv in diesem Jahr zu realisieren, nämlich die Produktion von 40 Erzeugnisarten aufzunehmen. Die Betriebsarbeiter hielten in Ehren Wort. Zu den Neuheiten der Saison gehören die originellen Vasen „Sej-ljuk“, „Sendyk“, „Kowyl“ und „Birjusa“. Die Souvenirvasen „Königin“ entsprechen ganz ihrer Benennung.

Nach einer Zeit wird das Kollektiv der Keramikfabrik seine Kunden wiederum mit einer Partie von Neuheiten erfreuen, denn hier verhält man sich zur Arbeit schöpferisch.

Unsere Bilder: Die Malerin Mira Busch; der Töpfer Rafael Tokubajew — Preisträger vieler internationaler Wettbewerbe; die Meisterin Nelly Klötzel und die Jungarbeiterin Swelana Akimowa.

Fotos: Juri Weidmann



Schöpfertum ist Trumpf

Wohnungsbauprogramm in Aktion

Sehr schnell verringert sich die Zahl der Wohnungssuchenden im Ferrolegerwerk Jermak.

Allein seit Jahresbeginn haben schon 48 Familien der Werkarbeiter Einzug in neue Wohnungen gehalten. Bis Jahresende werden nicht weniger Arbeiterfamilien neue Wohnungen beziehen. Dabei sind die neuen Wohnhäuser von besserer Qualität, denn bei den Ausstattungsarbeiten machten die künftigen Wohnungsbesitzer selbst mit. Zudem sind die Wohnzimmer in diesen Häusern geräumiger. Früher machte die Wohnfläche einer Dreizimmerwohnung 37 Quadratmeter aus. Die neuen Wohnungen haben dagegen schon 47 Quadratmeter Wohnfläche.

Darüber hinaus hat der Betrieb 129 Grundstücke für den individuellen Bau bereitgestellt. Der Betrieb hilft den Bauherren mit Baumaterialien aus. Nicht von ungefähr haben die Metallurgen von Jermak den zweiten Platz im Wohnungsbaubau unter den Betrieben des Ministeriums für Schwarzmetallurgie der UdSSR belegt. Dem Wohnungsbauprogramm schenkt man im Werk unablässige Aufmerksamkeit.

Jakob KROMER

Gebiet Pawlodar

Braucht der Bauer ein Pferdegespann?

Ältere Menschen auf dem Lande können sich noch gut an die Zeit erinnern, als es in jedem Hof eine Fuhr und einen Schlitten gab. Ohne sie konnte man das Leben der Bauern kaum vorstellen. Heute schauen manche mit Hohn und Hochmut auf Schlitten und Fuhr: Wozu braucht man sie? Sie haben schon abgedient. Ihr Platz ist im Museum.

Einst sah ich in einem Dorf im Gebiet Zelnograd einen Bauer, der auf einem neuen Einspänner fuhr. Mit Holzrädern, leicht und elegant, schlen der Wagen erst gestern angefertigt zu sein. Ich hielt den Fuhrmann an und fragte ihn aus purer Neugier:

„Wer fertigt solche Wagen an? Wohnen diese Meister in Ihrem Dorf?“

„Nein“, schmunzelte der Mann. „Diesen Wagen hat man aus Schortandy gebracht.“

Als ich etwas später in Schortandy weilte, besuchte ich die hiesige Möbelfabrik mit der in Kasachstan einzigen Tischlerei, in der Bauernwagen hergestellt werden.

Der stellvertretende Chefingenieur Woldemar Lichtenberger erzählte: „Unsere Werkstätte

besteht schon seit mehreren Jahren. Hier sind mehr als 100 Arbeiter beschäftigt. Wir fertigen Ein- und Zweispänner, Holzschlitten und Roswahn an. Jährlich stellen wir mehr als 9 000 Bauernwagen und 6 000 Schlitten her.“

„Die Anfertigung der Wagenreder ist ein komplizierter Prozeß. Hier muß der technologische Ablauf strikt eingehalten werden. Vor allem braucht man trockenes und festes Holz. Dazu ist Eichen-, Buchen- und Birkenholz sehr gut geeignet. Außerdem muß man das Rad noch bearbeiten. Dieser Arbeitsgang erfordert große Erfahrung und Meisterschaft. Sehr oft werden wir aber mit schlechtem Holz beliefert, und es ist schwer, ein gutes Rad zu fertigen.“

Timofej Ostrowski ist ein von seiner Arbeit begeisteter Mensch. Stundenlang kann er über ihre Geheimnisse erzählen. Seine Kenntnisse verheimlicht er nicht und vermittelt die Erfahrungen den jüngeren Kollegen Anatolj Zelsler, Pjotr Konowalow und Viktor Kähm. Das letzte Glied der Produktionskette ist die Montage der Wagen. Hier arbeiten der Obermeister Anatolj Wyrupajew

und die Monteurin Jekaterina Jakuschewskaja. Mit gewandten Bewegungen montieren sie die Wagen.

Die Erzeugnisse der Werkstätte aus Schortandy werden in alle Gebiete Kasachstans geliefert. Wie aber Woldemar Lichtenberger berichtete, sind sie in der letzten Zeit nicht mehr so stark gefragt. Bei den neuen Wirtschaftsbeziehungen sollten die Menschen auf diese mittelsparende Fahrzeuge aufmerksam werden. Vielleicht liegt es daran, daß sie einfach nichts über die Werkstätte in Schortandy wissen?

Ich glaube, daß auch kaum einer von unseren Lesern einen Bauernwagen oder einen Schlitten im Verkauf gesehen hat. Es scheint, daß diese Verkehrsmittel auf dem Lande zu früh vergessen wurden und daß sie noch auf den Viehfarmen, bei den Pächtern und auch in den individuellen Wirtschaften der Dorfbewohner breite Anwendung finden können.

Leo BILL, Korrespondent der „Freundschaft“

Gebiet Zelnograd

Der Leser greift zur Feder

Daran möchte ich glauben

Werte Redaktion, vielen Dank für Ihre nette Antwort, über die ich mich mächtig gefreut habe. Aber mein alter Vater — Sie sollten sehen, in welcher Aufregung er sieht. Den ganzen Tag brummt er, ich dürfe da nicht reinfallen, der Brief sei nicht von Ihnen, sondern vom NKWD. Er meint, auf solche Weise werden die „Unzufriedenen“ herausgefunden, damit wenn wieder die Zeit der Repressalien kommt (und daran zweifelt er nicht), es leichter wird, sie schnell wegzuschaffen. Ich diskutiere mit meinem Vater oft darüber und versuche ihn zu überzeugen, daß die alten Zeiten längst vorbei sind und nie mehr wiederkehren. Er glaubt es aber nicht — die Angst, die unsere Volk durch die vielen Erniedrigungen und Demütigungen eingedrückt worden ist, sitzt tief und fest.

Ich aber möchte stellvertretend für die ganze jüngere Generation dennoch glauben, daß die schrecklichen schwarzen Tagen in der Geschichte unseres Landes tatsächlich mal eine menschenfreundliche Gesellschaft aufbauen, wo alle Völker als gleichberechtigte Brüder leben werden. Sehr viel wird in dieser Hinsicht in der letzten Zeit getan. Auch die „Freundschaft“ setzt sich aktiv für die Wiederherstellung der Gerechtigkeit ein und kämpft kühn um die lichte Zukunft unseres leidgeprüften deutschen Volkes.

Was möchte ich aber als Leser der Zeitung wünschen? Sehr viel und zu oft wird der Begriff Wolga-

deutsche wiederholt. Ja, es gab eine Autonome Republik der Wolgadeutschen. Aber bei weitem nicht alle Deutschen wohnten dort. Sie lebten — die Zahl nicht geringer, sondern mehr — Hunderte Jahre lang in der Ukraine, in Kaukasien, auf der Krim und in anderen Regionen, und zwar nicht schlechter als die Deutschen an der Wolga. Und wenn sie heute fast in jeder Nummer nur von Wolgadeutschen lesen, so fühlen sie sich irgendwie gekränkt. Aus den Erzählungen der älteren Leute

dort ihre Kinder auszubilden, ihre Kultur und Sprache zu pflegen.

Oft fragt man mich: Was braucht noch ihr, Deutschen, ihr habt gute Wohnungen, lebt nicht arm, habt Arbeit, lernt in Schulen und Hochschulen! Was kann ich darauf antworten? Ja, wir leben nicht schlecht, ich habe viele Freunde unter Russen, Letten, Juden u. a. Aber wie kann ich das Gefühl der Sehnsucht nach meiner Muttersprache, nach deutschen Liedern, die ich nicht kenne, nach allem, was mich

„Feinde“ sind längst „zerschlagen und vernichtet“, unsere ehemaligen Kriegsgegner leben ohne Kummer, wir aber, armen unschuldig vertriebenen Sowjetmenschen, sind im eigenen Vaterland ohne Heimat. Was müssen wir bis jetzt nicht alles aushalten und uns anhönen — wir seien Faschisten und warten nur ab, bis unsere Zeit kommt, Stalin habe uns noch zu wenig vernichtet, da wir doch noch 2 Millionen zählen, uns dürfe man keine Autonomie geben, denn das würde mit der Zeit eine Fünfte Kolonne im Herzen Rußlands werden, und noch anderen Blödsinn. Woher kommt das? Die Antwort liegt auf der Hand: Zu lange hat unsere Propaganda auf die Sowjetmenschen einseitig eingewirkt. Nehmt einen beliebigen Film oder ein Buch über den Krieg — Faschisten und Deutsche sind dort fast überall ein und dasselbe. Nehmt ein beliebiges Lehrbuch der Geschichte. In keinem einzigen findet ihr ein Wort von gemäßigten Völkern, vom bitteren Schicksal der Sowjetdeutschen. Wie die Lage zu ändern wäre? Ganz einfach: Man muß die Propaganda in allen Massenmedien (und nicht nur in deutschen) in Richtung der Wahrheit wenden und die Menschen über alles so informieren, wie es in der Tat war. Gut tut die „Freundschaft“, daran, daß sie ab und zu in Russisch erscheint und allen über uns die Wahrheit sagt. Weiter so! Es ist ja nicht leicht, die hohe Mauer des Mißtrauens, die im Laufe von Jahrzehnten im Bewußtsein der Sowjetmenschen errichtet wurde, in kurzer Zeit abzubauen. Aber das muß endlich geschehen! Daran möchte ich glauben!

Woldemar OTTO
Gebiet Tscheljabinsk

Was mich bewegt

weiß ich, daß die Deutschen aus verschiedenen Regionen miteinander nicht immer einig und in Frieden lebten. Sogar in der Arbeitsarmee gab es Fälle, wo die Deutschen einander neckten, ja auch prügeln, um zu beweisen, daß einer besser war als der andere. Schwaben, Plattdeutsche, Wolhynier, was haben wir heute noch zu teilen? Unser bitteres Schicksal sollte uns endlich alle vereinen! Man muß den Leuten erklären, daß wir heute die Republik an der Wolga nicht nur für die Wolgadeutschen erkämpfen, sondern für alle Sowjetdeutschen. Und warum an der Wolga? Na weil es der einzig richtige und gerechte Weg ist, das zurückzuführen, was von Stalin dem Volk ungerecht genommen worden ist. Wenn das geschieht, dann werden alle Sowjetdeutschen die Möglichkeit haben,

zu einem Deutschen machen sollte, wiedergeben? Das läßt sich nicht mit Worten sagen, das muß man fühlen. Man fragt mich, ob auch ich an die Wolga ziehen werde, wenn dort eine Autonomie gegründet wird. Unbedingt! Ich will endlich mal auf der Straße, in Kaufhäusern und anderen Einrichtungen meine Muttersprache hören und sie ungeniert sprechen. Ich möchte mir Filme oder Theaterstücke in deutscher Sprache ansehen. Und nicht einmal in zehn Jahren, sondern jeden Tag, wenn ich es gerade will und freie Zeit dazu habe. Ich möchte, daß meine Kinder auch Hochdeutsch sprechen und nicht nur ihre Mundart, damit sie gebildete Menschen werden. Und was ist an diesen meinen Träumen schon Schlimmes dabei? Warum kann unsere Frage so lange nicht gelöst werden? Alle

Der Schmerz läßt nicht nach

Mit blutendem Herzen erinnere ich mich an die Stalinzeit. Alles steht mir heute noch vor den Augen. Ich wurde 1914 im Gebiet Orenburg geboren, mein Vater und mein Großvater stammten aus der Ukraine. Bis 1941 dachte ich nie daran, daß ich kein Russe bin und, daß mich etwas von den anderen unterscheidet. Ich diente in der Roten Armee; 1938 wurde ich nach Absolvierung des Wehrdienstes entlassen.

Im Januar 1942 hat man mich wieder einberufen, diesmal aber schon in die Arbeitsarmee. Die schrecklichen Kriegsjahre verbrachte ich außerdem noch hinter Stacheldraht, dabei wurden wir von MP-Schützen bewacht. Wofür? Was hatten wir Schlimmes getan? Uns Komsomolzen und Parteimitglieder hatte man

wie Verbrecher isoliert. Unter uns befanden sich der Deputy des Obersten Sowjets Dallinger, der Jagdflyer Götz, den man vorher mit dem Orden des Roten Sterns ausgezeichnet hatte und noch viele andere unschuldige Menschen. Wir verstanden, daß unsere Arbeit im Taigawald für die Front und für den Sieg über dem Feind nötig war, daher gaben wir alle unsere Kräfte dafür hin. So vergingen die langen fünf Jahre.

Nach der Rückkehr ins Gebiet Nordkasachstan wurde ich „Sonderumstiebler“. Wofür? Bis 1955 mußte ich mich beim Kommandanten monatlich anmelden. 15 Jahre lang mußte ich diese moralische Erniedrigung erdulden. Es ist schwer, daran zurückzudenken. Man ist aber gezwungen, dies zu tun, denn ohne dies ist die Geschichte der Sowjet-

deutschen nicht vollständig. Leider weiß bis jetzt noch keiner die genaue Zahl derer, die damals im Taigawald und in den Kohlengruben für immer geblieben sind. Man muß aber das Volk mit dieser Statistik bekanntmachen, so bitter die Wahrheit auch sein mag.

Ich unterstütze die Wandlungen, die in der nationalen Politik unseres Landes heute vor sich gehen. Ich hoffe, daß auch die Frage der Autonomie für die Sowjetdeutschen gelöst wird, daß die Leute ihre Heimat zurückbekommen, die man ihnen 1941 genommen hat. Wir müssen unsere Nachkommen von dem bewahren, was wir selbst durchmachen mußten.

Kornelius UNRAU
Gebiet Nordkasachstan

Wir wollen in Frieden leben

Ich kann es einfach nicht begreifen, warum einige unserer Landsleute Vorschläge einbringen, die deutsche Autonomie im Gebiet Kalliningrad zu schaffen. Aber warum? Aus welchem Grunde? Unsere Vorfahren und wir lebten und wohnten nie im Gebiet Kalliningrad. Dort hatten wir keine Bäume gepflanzt und kein brachliegendes Land bebaut. Kurz gesagt, dort haben wir nichts verloren. Solche Vorschläge sind einfach nicht annehmbar für die deutsche Bevölkerung unseres Landes.

haupte nicht beachtet werden, davon darf es keine Rede geben und zwar deshalb, weil in diesem Fall dadurch die Verbannung der deutschen Bevölkerung auf ewig besiegelt würde. Ich sehe und finde keinen anderen Ausweg, als die deutsche Republik nur an der Wolga wiederherzustellen, wo sie seinerzeit bestanden hat. Und es ist nur zu bedauern, daß die Führer des Gebiets Saratow nicht voll und ganz daran interessiert sind. In den Gebieten Saratow und Wolgograd wird in den örtlichen Zeitungen mit großer Verspätung und nicht gerade freundlich über die Geschichte der Sowjetdeutschen geschrieben. Die Bevölkerung an der Wolga wird nicht ausreichend über das wirkliche Schicksal der Sowjetdeutschen informiert. Die jungen Schüler und Studenten haben ganz wenig Vorstellung, daß hier einstmals eine Wolgadeutsche Republik gewesen ist.

Die örtliche Bevölkerung wird auf die Deutschen geradezu gebetzt. Der Appell der „Wiedergeburt“ an die Bewohner des Wolgabereichs ist bis heute noch nicht veröffentlicht. Und dort steht es ja unter anderem: „Wir halten es für unmöglich die Rückgabe unserer Häuser und unseres Vermögens, die 1941 unrechtmäßig beschlagnahmt wurden, zu fordern, denn Schuld daran ist nicht das sowjetische Volk, geschweige denn die Menschen, die heute in unseren Häusern leben.“

Heinrich PISTER
Gebiet Perm

Die Hoffnung nicht verlieren

Ich möchte mich bei unserer „Freundschaft“ dafür bedanken, daß sie uns immer wieder aufmuntert und die Hoffnung auf das Wiederaufblühen der schwergeprüften Kultur unseres Volkes nicht verlieren läßt.

Ich, wie auch Tausende meiner Altersgenossen, die aus ihren Heimatsorten gerissen und im ganzen Lande verstreut wurden, hatte fast keine Möglichkeit zu lernen. Deshalb kennen wir ja

weder Russisch noch Deutsch. Nur dank der Zeitung und dem ständigen Lesen in meiner Muttersprache widerstehe ich noch dem machtvollen Assimilierungsprozeß. Mich freut es sehr, daß heute für die Sowjetdeutschen viel mehr getan wird als in all diesen Jahren. Ich hoffe, daß unsere Nachkommen in ihrer Republik bessere Möglichkeiten für eine allseitige Entwicklung haben werden.

Minna GUTTLEIN

Ich zog an die Wolga

Seit dem 6. September lebe ich im Wolgaland, im ehemaligen Dorf Rosenberg (jetzt Umjot), Kanton Dobrinka. In diesem Sommer sind viele deutsche Familien aus dem Gebiet Tschimkent (besonders aus dem Rayon Saryagatsch) ins Gebiet Wolgograd gezogen. Die Ursachen dafür sind folgende:

1. Diese Menschen hoffen, daß bald die deutsche Autonomie wiederhergestellt wird, und sie wollen somit mit unter den ersten sein.

2. Das Verhalten zu den Deutschen ist in der letzten Zeit schlechter geworden. Viele Familien aus dem Rayon Saryagatsch, darunter aus dem berühmten Sowchos „Kaplanbek“, sind in diesem Jahr in die BRD ausgewandert.

In Umjot und in anderen Dörfern des Rayons Kamyschlin sind viele deutsche Familien angekommen, so daß in diesen Dörfern schon ein Drittel der Bevölkerung Deutsche sind. Wie verhält sich die hiesige Bevölkerung zu den Deutschen? Zum größten Teil nicht schlecht. Nur ein Teil der Jugendlichen wollen keine Autonomie zulassen. Auch unter den Lehrern gibt es einige, die sich gegen die Autonomie aussprechen. Ich glaube, diese Leute befürchten, daß wenn es deutsche Schulen gibt, sie ohne Arbeit bleiben können. Mit mehreren Menschen habe ich schon gesprochen und sie überzeugen, daß ihre Meinung falsch ist. Ich habe ihnen einige russi-

sche Beiträge aus der „Freundschaft“ vorgelesen. Diese Zeitung nützt auch mein Sohn aus, der sie auf der Farm, wo er tätig ist, den Arbeitern vorliest. Die Deutschlehrerin Irene Schäfer hat eine Sonntagsschule für erwachsene Deutsche organisiert. Hier befassen sie sich mit dem Erlernen des Deutschen, bereiten Darbietungen in deutscher Sprache vor. Das ist erst der Anfang. Ich helfe ihr, soweit es mir möglich ist.

Jetzt habe ich eine Frage an die Redaktion: Kann ich in meiner Lage, da ich doch jetzt außerhalb Kasachstans lebe, auch weiterhin Ihr Volkskorrespondent bleiben? Auf jeden Fall bleibe ich Ihr ständiger fleißiger Leser. Die „Freundschaft“ wird mit jeder Nummer immer interessanter und hat so in manchem das „NL“ überflügelt. Ich habe Ihre Zeitung liebgewonnen.

Es ist interessant, daß ich in Kasachstan, Gebiet Tschimkent, immer drei bis vier Zeitungsnummern auf einmal bekam, oft mit 5-6 Tagen Verspätung. Hier, viele Tausend Kilometer von Alma-Ata entfernt, bekomme ich sie jeden Tag, gleich am anderen Tag nach ihrem Erscheinen.

Johann WORM
Von der Redaktion: Lieber Freund Johann Worm! Wir gratulieren Ihnen zu Ihrem Umzug und wünschen Ihnen Glück am neuen Wohnort. Gewiß können Sie unser Korrespondent bleiben; das beweisen wir, indem wir Ihren Brief veröffentlichen.



Sie fand hier ihre Berufung

Sie habe hier Ihre Berufung gefunden, meint Valentine Ganske, Mitarbeiterin der Abteilung Fremdsprachige Literatur in der Seifulin-Bibliothek von Zellnograd. Kein Wunder auch: Sie hat ja seinerzeit die Fremdsprachenfakultät der Kokschetawer Pädagogischen Hochschule absolviert, dann längere Zeit in der deutschen Zeitung gearbeitet.

Auch von Natur ist Valentine ein offener und zuvorkommender Mensch. Immer ist sie da mit einem fachkundigen Rat. Alle diese Eigenschaften helfen ihr, die ständige Achtung ihrer Leser zu genießen.

Foto: Viktor Krieger

Nachdem ich im Jahre 1927 die 4. Klasse in meinem Heimatdorf Preuß absolviert hatte, übersiedelte unsere Familie nach Mariental. Die Ursache dazu war, daß mein Bruder Heinrich Denk dort als Lehrer und Leiter der Marientaler Bauernjugendschule angestellt wurde. Er hatte mich und meinen Bruder Eduard, der ein Jahr älter als ich war, überredet, wir sollen Agronomen werden. Die Schule hatte eine große Hilfswirtschaft: Pferde, Kühe und Schweine. Jedes Jahr wurde Weizen, Roggen und Gerste gesät. Die ganze Wirtschaft wurde von den Internatsschülern geführt.

der zehnte Jahrestag der Autonomen Republik der Wolgadeutschen! Hurrall Hurrall! Ofters kamen alte Bauern auf die Straße und fragten: „Kinder, warum kriescht ihr denn so laut?“ Wir antworteten: „El, heute sind es ja zehn Jahre, daß wir eine Autonome Republik der Wolgadeutschen haben.“ Dann sagten sie: „Ach so, dann kriescht nur Kinder, kriescht nur.“

Das alles organisierten wir selber, ohne jegliche Vorsehung. Außerdem organisierten wir für

Klub voll Zuschauer. Das galt zu jener Zeit als ein großer Erfolg, die Bauern im Klub zu versammeln. Im Stück wurden die verschiedenen Fleisch-, Eier-, Butter- und Milchlieferungspläne kritisiert, die den Bauern damals auferlegt waren. Da gab es zum Beispiel solche eine Szene: Goßnitz wurde vom Vorsitzenden in den Dorfrat gerufen und jener stellte ihm die Frage: „Vetter Christian, warum erfüllst ihr eure Ablieferungspläne nicht?“ Goßnitz hatte sich bei einer Bau-

Für solche Arbeit wurde unser Bühnenzirkel oftmals vom Kantonskomitee gelobt, was uns sehr große Freude machte.

Nach dreijährigem Lernen hätten wir in die landwirtschaftliche Fachschule in Krasny Kut eintreten sollen, um Agronomen zu werden, aber wir gingen einen anderen Weg und wurden Pädagogen. Eduard bezog die deutsche Pädagogische Fachschule in Leningrad, und ich besuchte von 1930 bis 1933 die Pädagogische Fachschule in Marxstadt.

Eines Tages erteilte uns der Vorsitzende des Dorfsowjets den Auftrag, einen Kulturabend mit gut vorbereitetem Programm durchzuführen. Der Abend sollte den zur vormilitärischen Ausbildung Einberufenen gewidmet sein. Die Einberufenen aus den Nachbarorten beschäftigten sich in Zürich. Unter diesen Einberufenen war auch Peter Mal. Diese jungen Soldaten marschierten öfters festen Schrittes an unserer Schule vorbei. Um den Abend gut durchzuführen, verteilten wir

millie, die keine eigenen Kinder besaß, hatte diesen schönen kleinen Knaben adoptiert und ihn erzogen. Wolodja wurde als ein schöner kluger Junge heran, lernte in deutschen Schulen, sprach gut deutsch. Deutsche Schulen gab es damals in jedem Dorf und in jeder Stadt der autonomen Republik der Wolgadeutschen. Mit Mittelschulbildung kam er auch ins Pädagogische Institut nach Engels. Er wollte nach Absolvierung die Kinder in Geschichte unterrichten. Das erste Studienjahr beendete er mit ausgezeichneten Noten. Als wir das neue Jahr 1937 begingen und alle Studenten in guter Laune zum Unterhaltungsabend erschienen waren, überraschte uns Wolodja mit seiner selbstgefertigten Maske und seinem Kostüm. Er stellte einen armen, in Zotteln angekleideten Menschen dar. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten, schwankte hin und her und rief: „Ich bin die kapitalistische Welt und werde bald zusammenbrechen!“ Dabei fiel er auf den Boden und streckte die Beine von sich. Es gab Gelächter, und das Vergnügen wollte kein Ende nehmen. Wie groß war aber unsere Trauer, als wir erfuhr, daß Wolodja bald darauf verhaftet wurde. Nachdem man ihn arretiert hatte, reichte er gleich ein Bittgesuch ein, worin er um Freilassung anhielt. Er verbrachte drei Jahre in einem Lager im Wald, das sich unweit von Gorki befand. Im Lager wurde ihnen nichts als gesalzene Fischsuppe verabreicht. Man ließ ihn dann doch frei, und er kehrte zurück, aber nicht mehr ins Institut. Er fuhr nach Saratow, heiratete und verschwand spurlos. Er erzählte schreckliche Sachen. Alle Studenten, die im Lager waren, verhungerten. Man fütterte sie mit gesalzenen Pfirsichen, und nach solch einer Speise mußten sie viel trinken; dann schwellen ihnen die Beine und der ganze Körper an, bis sie endlich umfellen.

Margarete MAI
(Fortsetzung folgt)

Erinnerungen

Vergangenheit bleibt mit uns

Lichte Jugendjahre, die sich dann verdüsterten

die Dorfjugend im Klub Unterhaltungsabende. Jemand bereitete einen Bericht vor, dann wurden Gedichte rezitiert, und zuletzt wurde auch ein lustiges Theaterstückchen aufgeführt. Die Hauptrolle in diesen Theaterstücken spielte gewöhnlich Joseph Goßnitz. Er war im Kanton Mariental als Schauspieler bekannt. Eines Tages machten wir uns zu Fuß auf den Weg und gingen nach Louis — 12 Kilometer von Mariental. Heute heißt das Dorf Sowjet-skoje. Jetzt wird da Erdöl gewonnen. Es gibt dort Wohnkomplexe, einen Kanal, eine Asphaltstraße. Durch den Kanal fließt Wolgawasser bis nach Louis. Als wir, wie gesagt, in Louis ankamen, machten wir bekannt, daß im Klub ein Unterhaltungsabend stattfinden wird. Die Hauptrolle im Bühnenstück spielt Joseph Goßnitz. Das verbreitete sich im Dorf mit Windeseile.

„Heute Abend gibt es im Klub Vorstellung, Joseph Goßnitz aus Mariental ist gekommen“, so ging es von Mund zu Mund. Genau zur angesagten Zeit war der

ernfrau einen schönen großen Hahn geliehen. Er antwortete: „Genosse Vorsitzender, meine Hühnerchen habe ich schon alle geschlachtet und den Fleischplan erfüllt, aber mit dem Eierplan steht es gegenwärtig schlecht, mein Gickel legt doch keine Eier, wo soll ich denn die Eier hernehmen?“ Plötzlich fing der Hahn das Krähen an. „Wahrscheinlich fängt jetzt mein Gickel an, Eier zu legen“, sagte der Alte. „Dann werde ich auch meinen Eierplan erfüllen. Genosse Vorsitzender?“ Ihr hättet sehen sollen, was im Zuschauerraum vorging. Alle lachten herzhaf und klatschten Beifall. Solche Späße gab es im Stück noch mehrere. Das gefiel den Bauern außerordentlich. Am Ende des Unterhaltungsabends gab es Tanz. Alle Anwesenden waren sehr zufrieden und verließen den Klub in gehobener Stimmung.

Solche Abende für die Bauernjugend veranstalteten wir oft, denn sie hatte großes Vergnügen daran. In jener Zeit war das eine große Kunst, die Menschen von der Kirche loszureißen und sie im Volkshaus zu versammeln.

Hier gab es schon manche bittere Pille zu schlucken, aber ich und die meisten Studenten hielten durch. Oftmals kamen wir am Morgen in die Kantine und die Köchinnen sagten: „Man hat heute kein Brot gebracht.“ So gingen wir mit knurrendem Magen zum Unterricht. Wir mußten sechs Stunden sitzen, uns die Vorlesungen anhören und alles genau notieren, da es damals fast keine Lehrbücher in deutscher Sprache gab. Nach erfolgreicher Absolvierung bekam ich vom Kantonskomitee für Volksbildung (damals noch in Marxstadt, später wurde das Kantonzentrum nach Unterwalden verlegt) eine Anstellung als Lehrerin im Dorf Zürich. Das war ein schönes deutsches Dorf mit herzengutem fleißigen Menschen. In der Mitte des Dorfes stand eine zweistöckige Backsteinschule. In Zürich arbeitete ich zwei Jahre. Hier muß ich sagen, daß die Kulturarbeit von uns, damals noch jungen Lehrerinnen bewältigt werden mußte. Wir befaßten uns mit Liquidierung des Analphabetentums, führten Polltinformationen durch usw.

die Arbeit. Peter mußte auch im Theaterstück eine Rolle spielen, was er auch ausgezeichnet erfüllte. Als das gut vorbereitete Programm zu Ende war, begann das Bläserchester zu spielen. Der Saal war groß, und an jenem Abend besonders voll lustiger Jugend. Als die ersten Takte erklangen, verneigte sich der hübsche junge Soldat vor mir und bat mich, mit ihm einen Walzer von Johann Strauß zu tanzen. Den ganzen Abend tanzte er nur mit mir. So wurden wir bekannt und heirateten später.

Im Jahre 1935 ging ich auf die deutsche Pädagogische Hochschule in Engels. Hier im Institut begann sich das junge volklose Leben zu verdüsten. Fast jede Nacht wurden 30 bis 40 Studenten vom NKWD verhaftet und zu 8 bis 10 Jahre verurteilt. Nur wenige dieser unschuldig verhafteten Studenten kamen zurück. Ein Student kam schon nach 3 Jahren. Er war ein geborener Russe, war aber von seinen Eltern als dreijähriger Knabe in ein Kinderheim abgeben worden. Eine deutsche Fa-

Bekanntschaft per Post

Ich möchte mich mit einer Bitte an Sie wenden. Durch Zufall bekam ich mehrere Exemplare Ihrer Tageszeitung „Freundschaft“ in die Hände.

Rückfragen meinerseits beim Postzeitungsvertrieb ergaben, daß das Abonnement leider erschöpft ist. Ich wäre deshalb daran interessiert, mit einem sowjetischen Abonnenten in Kontakt zu treten, der mir seine Zeitung, nach dem er sie gelesen hat, zuschicken würde. Selbstverständlich bin ich gern bereit, Zeitungen und Zeitschriften der DDR in die UdSSR dafür zu senden. Über eine Antwort würde ich mich sehr freuen und verbleibe mit den freundlichsten Grüßen.

Meine Anschrift: Raik ESCHÉ
M.-Tilch-Str. 11
K.-Marx-Stadt
9052
DDR

Heiraten

Wohne in Alma-Ata, Deutsche, 38 Jahre alt, blond, 152 cm; habe eine Tochter von 10 Jahren. Bin sehr häuslich, nahe, stricke und stecke gern. Begrüße sinnvolle Freizeitgestaltung und würde jegliche gesunden Interessen unterstützen. Möchte mich mit einem deutschen Mann zwischen 37 und 49 Jahren bekanntmachen. Schätze Klugheit, Gutherzigkeit und Offenheit. Bin bereit, auszuwandern. Jede Zuschrift mit genauer Altersangabe wird beantwortet.

Abonnet X-4



PANORAMA

In den Bruderländern

Zurückführung weiterer Truppen vorgeschlagen

ULAN-BATOR. Der Abzug von 75 Prozent der zeitweilig in der Mongolischen Volksrepublik stationierten sowjetischen Truppen wird 1990 planmäßig beendet, erklärte Shambyn Batmunch, Generalsekretär der MRVP und Vorsitzender des Präsidiums des großen Volkshural, in einem Interview.

Zugleich kündigte er an, daß die Regierungen der MVR und der UdSSR Vereinbarungen über die Rückführung des verbleibenden Teils der Truppen vorbereiten. Er bekräftigte, daß die Zusammenarbeit mit der UdSSR auch künftig zu den wichtigsten Faktoren für den Aufbau des Sozialismus in der MVR gehören wird. Zu den Beziehungen zum

südlichen Nachbar China stellte er fest, daß der politische Dialog nun regelmäßig erfolge. Die Zusammenarbeit in Wirtschaft, Handel, Wissenschaft, Technik, und Kultur weite sich spürbar aus.

Die Mongolei wolle sich noch stärker an der internationalen Arbeitsteilung und den weltweiten Wirtschaftsbeziehungen beteiligen, erklärte Batmunch. Davon ausgehend habe die MVR vorgeschlagen, einen ständigen Verhandlungsmechanismus für Staaten im Nordosten des asiatisch-pazifischen Raums zu schaffen, der die Kooperation in Handel, Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und Ökologie einschleife.

ZK der SED trat zur Tagung zusammen

BERLIN. Das Politbüro des ZK der SED ist am Mittwochvormittag geschlossen zurückgetreten.

Zu Beginn der 10. Plenartagung des Zentralkomitees seit dem XI. Parteitag hatte Generalsekretär Egon Krenz den Rücktritt vorgeschlagen. Damit solle die Verantwortung für die derzeitige Situation in der DDR deutlich gemacht werden. Das Plenum nahm diesen Rücktrittsvorschlag einstimmig an.

Auf der veränderten Tagesordnung der Plenartagung stehen Kaderfragen, ein Referat des Generalsekretärs, Diskussion und Beschluß eines Aktionsprogramms.

Das Zentralkomitee wird voraussichtlich bis zum 10. November beraten. Das höchste Organ der SED zwischen den Parteitagen tagt zum erstenmal, nachdem es Krenz auf der 9. ZK-Tagung am 18. Oktober zum neuen Generalsekretär gewählt hatte.

Dem vom XI. SED-Parteitag 1986 gewählten Zentralkomitee gehören 163 Mitglieder an. Die 50 Kandidaten nehmen an den Plenarsitzungen mit beratender Stimme teil.

Zur politischen Leitung seiner Arbeit zwischen den Plenartagungen wählt das ZK das Politbüro, dem seit der 9. Tagung 18 Mitglieder und fünf Kandidaten angehören. Die Leitung der laufenden Arbeit, hauptsächlich zur Umsetzung und Kontrolle der Parteibeschlüsse und zur Auswahl der Kader obliegt dem Sekretariat des Zentralkomitees mit seinen gegenwärtig sieben für unterschiedliche Ressorts zuständigen Sekretären.

Bereits am 7. November war die Regierung der DDR zurückgetreten.

Zu Verhandlungen über chemische Waffen

Fünftägige sowjetisch-amerikanische Konsultationen sind neulich in New York zu Ende gegangen. Sie hatten zum Ziel, die Positionen beider Länder zu Problemen der chemischen Waffen anzunähern und dadurch den Prozeß der Genfer Verhandlungen über die Vorbereitung einer Konvention über das vollständige Verbot dieser Massenvernichtungswaffen und über die Beseitigung ihrer Vorräte zu erleichtern. Die Delegationen beider Länder gaben keine Kommentare zu den Ergebnissen der Konsultationen, stellen allerdings fest, daß sie den Teilnehmern der Abrüstungskonferenz in Genf zur Verfügung gestellt werden.

Es sei darauf verwiesen, daß um das Problem des Verbots der Kampfstoffe in letzten Monaten dramatische Ereignisse zu verzeichnen waren, die bald die Hoffnung auf seine baldige positive Lösung erwecken ließen, bald Millionen Menschen enttäuschten.

So haben die Außenminister beider Länder bei ihrem Treffen im September in Wyoming die Entschlossenheit der UdSSR und der USA bekräftigt, auf das Verbot der chemischen Waffen und die Vernichtung ihrer Vorräte beharrlich hinzuwirken.

Unterzeichnet wurde ein Memorandum über die Einigung in bezug auf das bilaterale Experiment zur Kontrolle und zum Austausch der Angaben über das Potential der Kampfstoffe beider Seiten. Die UdSSR und die USA vereinbarten die Zusammenarbeit bei der Entwicklung von Methoden zur Vernichtung der chemischen Waffen sowie den Austausch von Informationen über die vergangenen, gegenwärtigen oder künftigen Aktionen zur Beseitigung dieser Rüstungen. Erzielt wurden ferner andere Übereinkünfte, die zur Beseitigung der Hindernisse auf dem Weg zum Abschluß der Konvention über das Verbot der chemischen Waffen beitragen.

Aber die Positionen der UdSSR und der USA zu den C-Waffen weisen immer noch bedeutende Unterschiede auf. Die Sowjetunion besteht auf dem sofortigen Verbot der Produktion der Kampfstoffe durch alle Länder. Die UdSSR kündigte die Einstellung der Produktion der chemischen Waffen sowie den Beginn ihrer einseitigen Vernichtung im Lande noch vor der Unterzeichnung der Konvention an.

Andererseits schlagen die Vereinigten Staaten vor, die chemischen Waffen nach der Unterzeichnung

der entsprechenden internationalen Konvention im Laufe von zehn Jahren zu vernichten. Dabei will Washington die letzten zwei Prozent seiner Vorräte an C-Waffen erst zwei Jahre nach dem Anschluß aller Staaten an die Konvention vernichten.

Mehr noch. Die gegenwärtige USA-Administration besteht auf ihrem Recht, neue binäre Kampfstoffe selbst nach der Unterzeichnung der Konvention herzustellen. Das bedeutet eine totale Abkehr von dem bereits abgestimmten Resolutionsentwurf, der vorsieht, die Produktion der chemischen Waffen gleich nach der Unterzeichnung des Vertrages völlig einzustellen.

Washington begründet die Änderung seiner bisherigen Position damit, daß die binären Kampfstoffe angeblich „nicht so gefährlich“ sind als die konventionellen chemischen Waffen.

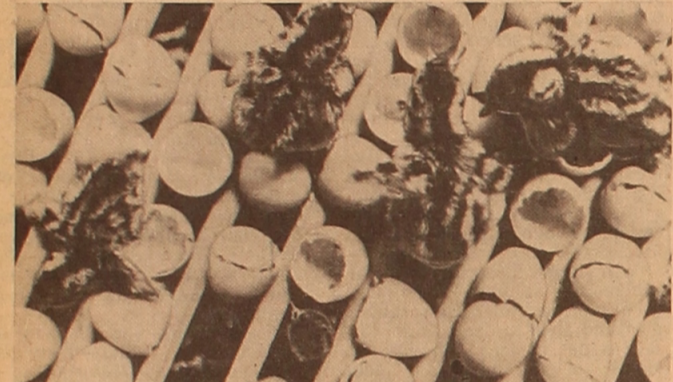
Tatsächlich setzen sich die binären Kampfstoffe aus zwei nicht toxischen Komponenten zusammen, die sich erst beim Flug der Bombe oder des Geschosses vermischen und zum todsbringenden Nervengas werden. Vielleicht sind sie für das amerikanische Bedienungspersonal nicht so gefährlich, aber für die andere

Menschheit stellen sie eine große Gefahr dar.

Die Annahme der amerikanischen Vorschläge würde bedeuten, daß die Kontrollprozedur für die Einhaltung der Konvention über das Verbot der chemischen Waffen bedeutend erschwert wird. Die Komponente der Binärwaffen können ohne weiteres in Betrieben produziert werden, die Schädlingbekämpfungsmittel und andere friedliche Erzeugnisse herstellen. Keine Inspektion wird imstande sein zu bestimmen, ob das Endprodukt für friedliche Ziele oder für todsbringende Binärkampfstoffe der USA bestimmt ist. Auch die amerikanischen Experten geben zu, daß das 100prozentige Verbot der chemischen Waffen wesentlich leichter zu kontrollieren ist als die Einschränkung ihrer Produktion.

Die USA haben das Genfer Protokoll über das Verbot der Anwendung chemischer Waffen erst 50 Jahre nach seiner Unterzeichnung ratifiziert. Das läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß führende Militärs der USA nach wie vor die Illusion hegen, daß chemische Waffen nur weit entfernt von den USA-Küsten eingesetzt werden können.

Wladimir BOGATSCHOW, TASS-Kommentator



Die Leistungen der Werktätigen der Forstwirtschaft der Tschechoslowakei sind gut sichtbar. Der Försterei bei der Stadt Pardubice untersteht eine Rebhuhnzuchtfarm, wo allein in diesem Jahr 7000 Stück Geflügel gezogen werden. Unser Bild: Erster Blick in die große Welt... Foto: CTK-TASS

BUDAPEST. Die bisherige ungarische Regierungzeitung „Magyar Hirlap“ ist zu 40 Prozent an den britischen Verleger und Chef der Mirror Group Newspapers (MGN), Robert Maxwell, verkauft worden.

Wie das Blatt berichtete, verstehe man sich ab sofort als unabhängige politische Tageszeitung, die der Regierung nahestehe.

Neben zwingenden wirtschaftlichen und finanziellen Gründen wolle man mit der Status-Veränderung „der pluralistischen Demokratie in Ungarn besser ent-

„Magyar Hirlap“ an britische Verleger verkauft

sprechen“. 60 Prozent der zur Aktiengesellschaft umgewandelten Zeitung werden vom Regierungsverlag „Pallas“ mehreren Geldinstituten sowie Mitarbeitern der Redaktion gehalten. MGN ist für die wirtschaftliche und finanzielle Führung verantwortlich und sichert die technische Erneuerung. Die ungarische Seite stellt den Chefredakteur und bestimmt über den Inhalt der Zeitung.

Gewalt auf Schwedens Straßen nimmt zu

Ein schlichter Papierkorb vor der Metrostation Skanstull im Stockholmer Stadtbezirk Soedermalm ist zu einem Wallfahrtsort geworden. Seit hier in den Abendstunden des 20. Oktober der 15jährige Johnny von einem Unbekannten ermordet wurde, legen Passanten und Freunde der Jungen Blumen und Kränze nieder, halten Schulkameraden Mahnwache, brennen Tag und Nacht Kerzen am Tatort.

Der Mord — das Motiv liegt bisher völlig im Unklaren, nach dem gegenwärtigen Stand der Ermittlungen hatten sich Täter und Opfer nicht einmal gekannt — widerspiegelt eine Entwicklung, die die schwedische Öffentlichkeit zunehmend ängstigt. „Wie sicher sind die Straßen noch?“ ist eine immer häufiger gestellte Frage.

„Svenska Dagbladet“ veröffentlichte dieser Tage neueste Informationen des Staatlichen Statistischen Zentralbüros (SCB), aus denen hervorgeht, daß die Zahl der Gewalttaten in Schwedens Großstädten in den vergangenen Jahren ständig gewachsen ist. Wurden 1986 insgesamt 10 001 Gewalttaten bei der Polizei gemeldet, waren es 1988

schon 12 128. Darin sind noch nicht einmal die Zahlen über solche Fälle innerhalb von Familien und Lebensgemeinschaften einbezogen. Allein in Stockholm, so schrieb „Svenska Dagbladet“, habe die Anzahl der Gewalttaten gegen Frauen in diesem Jahr bereits um 22 Prozent zugenommen.

Regierungschef Ingvar Carlsson will in Kürze mit Eltern, Sozialarbeitern und Polizeibeamten auf einer sogenannten Krisenberatung unter anderem über solche Maßnahmen beraten wie umfassendere Aktionen von Polizei und Zollbehörden gegen den zunehmenden illegalen Rauschgifthandel. Allerdings, so wurde in diesem Zusammenhang vermerkt, sieht sich die Polizei schon jetzt außerstande, alle anfallenden Aufgaben zu lösen. Notwendig sei, so argumentieren die Beamten, zum Beispiel eine Aufstockung der Personalstärke in größerem Umfang, aber auch eine bessere Bezahlung des gefährlichen Polizeibetriebs. Deutlich hörbar ist in Schweden auch der Ruf nach schärferen Strafen für jugendliche Gewalttäter.

Doch es gibt auch Stimmen, die vor allzu verführerisch klin-

genden Patentrezepten warnen. Im „wohlhabenden“ Schweden kommen viele der jugendlichen Straftäter aus weitgehend intakten und materiell gesicherten familiären Verhältnissen. Was hierzulande fehle, meinen einige, sei vor allem auch ein sinnvolles Freizeitangebot. Zwar gebe es zum Beispiel genügend Gastwirtschaften und Diskotheken, doch dort würden nicht nur offiziell Alkohol, sondern zudem häufig auch illegal Narkotika angeboten. Nicht minder gefährlich sei der frei florierende Handel mit Videofilmen, die Gewaltverherrlichen und zu Verbrechen geradezu herausfordern.

In dieser Diskussion meldete sich anders Stenwall, ein junger Stockholmer, zu Wort. Er gehört einer Gruppe an, die sich über „nichtkämpfende Generation“ nennt und im Lande Freizeitprogramme für Jugendliche organisiert. Er schlug vor, Geld in solche Initiativen zu investieren. „Uns vertrauen die jungen Leute. Wir sprechen ihre „Sprache“, meinte er. „Es ist sinnvoller, zuerst gegen die Langeweile vorzugehen als danach das Verbrechen bekämpfen zu müssen.“

Auf Spuren des „dritten Mannes“

Es ist mittlerweile fast 40 Jahre her, daß das Wiener Kanalisationssystem Schlagzeilen machte. Damals, im März 1950, hatte der Film „Der dritte Mann“ nach einer Erzählung von Graham Greene Premiere. Die Story um den Penicillin-Schieber Harry Lime im neblig-dunklen Nachkriegs-Wien bezog seine Dramatik nicht zuletzt aus den Verfolgungsjagden im Hunderte Kilometer langen unterirdischen Röhrenwirrwarr unter den Straßen der österreichischen Hauptstadt.

Der Wiener Magistratsverwaltung käme eine ähnliche Aufmerksamkeit für die überwiegend vor 100 Jahren entstandene Kanalisation heute sicher Recht. Denn nicht nur der Zahn der Zeit, sondern vor allem der schwer auf den Tunnelbögen lastende Verkehr und aggressive Abwässer haben an der Funktionssicherheit gemagt. Die bisherigen Sanierungsmaßnahmen brachten nicht den gewünschten Erfolg und verursachten durch das unumgängliche Aufgraben und daraus entstehende Verkehrsbehinderungen mehr Ärger als Nutzen. Letztendlich fehlte aber auch eine effektive Technik. Bei den herkömmlichen Verfahren, deren Anwendung sich in den ovalen Rohrprofilen ohnehin recht kompliziert gestaltete, wurde lediglich eine neue Schicht aufgetragen — mit dem Effekt, daß sich der Querschnitt sanierter Leitungen verkleinerte.

Bei dem gegenwärtig anlaufenden „Generalangriff“ bis zum Jahr 2000 auf die bedürftigsten Abschnitte mit einer Länge von 250 Kilometern bemühen sich die Stadtväter daher erst einmal um die technische Sicherstellung des Vorhabens. Dabei scheint ihnen die jüngste Entwicklung eines Wiener Technikers entgegenzukommen. Der Prototyp des Gerätes, das die Kosten für die Sanierung erheblich senken könnte, befindet sich seit August im Einsatz.

Das Wirkungsprinzip: Die erschütterungsfrei unterirdisch arbeitende und durch den Kanaleinstieg von außen angetriebene Maschine fräbt zunächst in Längsrichtung mit Diamant-Werkzeugen die Wände ab. Anschließend wird ein Kunstharzbeton dünn aufgetragen, der den ätzenden Dämpfen trotzt. Änderungen des Tunnel-Profils lassen sich mit wenigen Handgriffen nachvollziehen. Für den Zuschlag des Magistrats könnte auch der Umstand sprechen, daß zur Bedienung nur ein Arbeiter erforderlich ist.



Die Weltraumbehörde der USA (NASA) wähle eine Reihe von Ehrennennungen von Mannschaftsmitgliedern für Raumfluren bekannt.

Unter den künftigen Teilnehmern des für Juni 1991 geplanten „Raumflur“ mit dem Raumschiff „Discovery“, deren Auswahl noch nicht abgeschlossen ist, befindet sich auch die erste dunkelhäutige Astronautin, die Ärztin May Jamison. Foto: TASS

Die Auswahl „Panorama“ wurde aus den Materialien der TASS und ADN zusammengestellt

Die zwei Seiten von Malaga

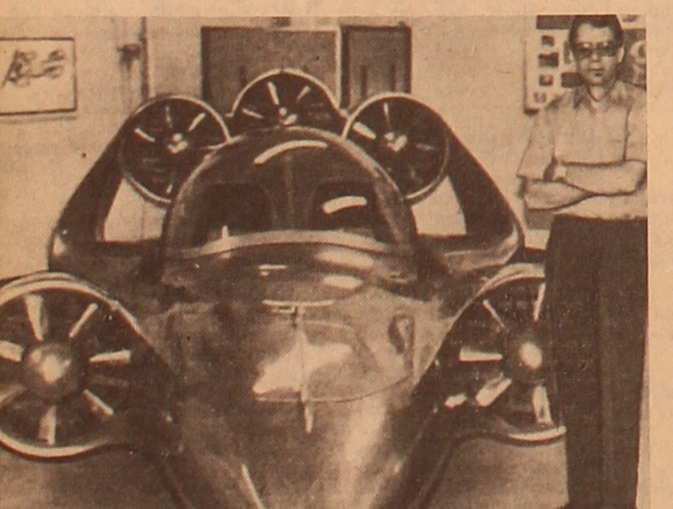
In Verdiales, einem Viertel am äußersten Rand von Malaga, scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Männer pumpen das Wasser aus Brunnen und schleppen es in Eimern nach Hause, Frauen waschen ihre Wäsche an einer kilometerweit entfernten Quelle, abends flackert hinter den Fensterscheiben Kerzenlicht. Die Bewohner von Verdiales können nur davon träumen, den Wasserhahn aufdrehen, einen Lichtschalter betätigen und ein normales Wasserklosett benutzen zu können. Fernsehapparate, Waschmaschinen und in der subtropischen Wärme der andalusischen Hafenstadt eigentlich unerläßliche Kühlschränke liegen außerhalb ihres Vorstellungsvermögens.

In Verdiales leben ausschließlich die an den Rand der Gesellschaft Gedrängten Malagas. Nicht einmal im Vorfeld von Wahlen lassen sich hier Politiker sehen: Man hat diese Menschen einfach vergessen.

„Wir hoffen immer noch auf ein Wunder“, sagt Francisco Gomez Ruiz, der mit seiner Familie ein Vierteljahrhundert in diesem Viertel verbracht hat,

well er sich eine andere Wohnung nicht leisten kann. Nur 20 Minuten dauert die Busfahrt, die ihn in eine andere Welt bringt. Das Zentrum Malagas erstrahlt allabendlich in hellem Glanz, in den Vierteln der wohlhabenden Bürger gibt es nur dann keinen Strom und kein Wasser, wenn mal durch ein Unwetter die Versorgung kurzfristig unterbrochen wird. Schattige Palmenalleen und üppig grüne Gärten laden zu Spaziergängen ein, Hochhäuser mit Luxuswohnungen, die sich normal Verdienende nicht leisten können, bieten einen traumhaft schönen Blick aufs Mittelmeer.

Malaga mit seinen über 400 000 Einwohnern nennt sich gern die Hauptstadt der „Costa del Sol“, der Sonnenküste, ist stolz auf seine Baudenkmäler, sein internationales Flair, seine wirtschaftliche Entwicklung. Für nächstes Jahr ist der Beginn der Bauarbeiten für den künftigen Technologie-Park mit diversen Forschungszentren geplant. Von einer Verbesserung der Lebensbedingungen der Bewohner von Verdiales war jedoch bislang nicht die Rede.



„Ein Auto... mit Senkrechtstart“ in der BRD gebaut worden. Sie sehen es zusammen mit seinem Schöpfer auf dem Bild aus der „Neuen Ruhr-Zeitung“. Eine schwarze stromlinienförmige Karosserie und fünf Turbinen (zwei vorn und drei hinten), die den Start und den nachfolgenden Flug des Autos zu gewährleisten haben.

Den Wagen einer Verkehrsstockung durch dessen Aufzug zu entziehen — dieses Ziel steckte sich Paul Möller aus Frankfurt am Main. Der ehemalige Flugzeugkonstrukteur hatte an diesem Entwurf mehrere Jahre lang gearbeitet. Obwohl viele seine Idee nicht ernst nahmen, ist das Auto mit Senkrechtstart Wirklichkeit geworden. Möller hat sein Flugzeugauto, genannt „Volant 400“, schon getestet: Die Ergebnisse sind: Das senkrecht aufgeflogene Auto schwabte in der Luft drei Minuten lang in einer Höhe von zehn Metern. Das soll aber nur der Anfang sein. Der Erfinder will die Flugweite auf 700 Kilometer bringen. Foto: TASS

In wenigen Zeilen

LONDON. Mit einer geheimen Kampagne gezielter Falschinformationen hat die südafrikanische Regierung versucht, die südwestafrikanische Volksorganisation (SWAPO) von Namibia im In- und Ausland zu diskreditieren und Pretoria genehme Kräfte zu fördern. Das enthielte die südafrikanische Journalistin S. Dobson in London.

MÜNCHEN. „Drückende Versorgungspässe“ auf dem Wohnungsmarkt in Bayern hat CSU-Innenminister E. Stolber in München eingestanden. Den akuten Wohnraumbedarf bezifferte der Politiker auf 85 000 Wohnungen.

KOPENHAGEN. Die dänische Regierung plant die Einrichtung eines Investitionsfonds in Höhe von umgerechnet 75 Millionen Mark, um dänische Firmen bei Investitionen in osteuropäischen Ländern zu unterstützen. Wie es in einer Regierungserklärung heißt, sollen neben Polen und Ungarn auch andere Staaten in Betracht kommen, in denen sich ein Reformprozeß vollziehe.

MADRID. Über 140 000 Landarbeiter der Zitrusplantagen der spanischen Provinz Valencia, der größten in Europa, streiken seit zehn Tagen für eine achtprozentige Lohnerhöhung und feste Arbeitsverträge. Die Unternehmer sind bisher zu keinen Verhandlungen bereit. Seit Beginn des Ausstandes sind die Preise für Orangen auf den westeuropäischen Märkten um rund 25 Prozent gestiegen.

Ägypten erschließt Wasserressourcen

Durch effektivere Bewässerungsmethoden will Ägypten künftig jährlich fünf Milliarden Kubikmeter Wasser einsparen und zur Erschließung neuer landwirtschaftlicher Flächen in den Wüstengebieten nutzen. Das entspricht knapp einem Zehntel der Menge, die Ägypten gegenwärtig aus dem Nil entnehmen muß. In einem jetzt vom Ministerium für Wasserressourcen in Kairo entwickelten Erschließungsplan ist zudem vorgesehen, 2,3 Milliarden Kubikmeter Wasser während der sogenannten Winterlockade am Hochdam von Assuan zu gewinnen. Im Januar und Februar, wenn die Vegetationsperiode ihre Tiefe erreicht, wird durch Schließen der Tore der Nilpegel auf den für Trinkwasserversorgung, Schifffahrt und Energieerzeugung unbedingten notwendigen Stand gesenkt. In diesem Winter konnten so 855 Millionen Kubikmeter eingespart werden.

Zugleich wird darauf orientiert, verstärkt Abwasser zu Bewässerungszwecken zu nutzen.

Nach ersten Schätzungen können mit diesen Schritten am Ende 200 000 Feddan (ein Feddan entspricht 0,42 Hektar) landwirtschaftlicher Nutzfläche erschlossen werden.

Der Nil, der auf einer Länge von 1 200 Kilometern zwischen sudanesischer Grenze und Delta Ägypten durchfließt, ist die Hauptwasserquelle für das zu 96 Prozent mit Wüsten bedeckte Land. Entsprechend einem Vertrag mit Sudan von 1959 stehen Ägypten maximal 55,5 Milliarden Kubikmeter Wasser aus dem vom Nil gespeisten Nasser-Stausee südlich von Assuan zu.

Vor allem das explosionsartige Bevölkerungswachstum um eine Million alle sieben bis acht Monate und die daraus resultierenden wachsenden Aufwendungen für Lebensmittelimporte, aber auch Vorhaben für die Errichtung hundert neuer Projekte in Landwirtschaft und Industrie machen es für das Land erforderlich, das lebenspendende Naß immer effektiver einzusetzen und neue Ressourcen zu erschließen. Dem soll die Einrichtung eines zentralen Kontrollsystems für die Verteilung des Nilwassers dienen. Vorgesehen ist, daß 155 Stationen zwischen Assuan und Mittelmeer eine den Erfordernissen der Jahreszeiten und der Wasserstände entsprechende Versorgung der Seitenarme und Bewässerungskanäle sichern. Geprüft wird gegenwärtig auch ein Projekt, in den beiden am Mittelmeer gelegenen Seen Burullus und Manzala mit den bisher ungenutzt abfließenden Wassern des Nils bedeutende Süßwasser-Reservoirs anzulegen.

Bel der Suche nach neuen „Quellen“ kann sich die Regierung in Kairo auch auf eine neuerdings vorliegende hydrologische Karte des Landes stützen. Danach schlummern in der Tiefe unter der im Westen gelegenen Libyschen Wüste 40 Milliarden Kubikmeter Wasser, von denen bisher jährlich nur 35 Millionen für die Landwirtschaft in den Oasen Dakla und Kharga genutzt werden.

Als die Uhren anders gingen...

Eine bemerkenswerte Gastausstellung des internationalen Uhrenmuseums von la Chaux-de-Fonds macht gegenwärtig in Zürich auf eine Zeit aufmerksam, die die Uhren anders gingen. Das ist 200 Jahre her. Mit der französischen Revolution wurde auch die Zeitmessung — der bis dahin geltende kirchliche Kalender — geändert. Genau vom 22. September 1792 an begann in Frankreich die neue Zeit, dokumentiert durch eine dezimale Zeiteinteilung. Die Zeit hatte nun 12 Monate mit genau 30 Tagen, die in drei Dekaden zu je zehn Tagen eingeteilt waren und jeweils mit einem Feiertag abgeschlossen. Fünf Feiertage und alle vier Jahre ein sechster wurden dem Jahr angehängt. Der Tag hatte zehn Stunden, die Stunde 100 Minuten und die Minute 100 Sekunden.

Die Ausstellung „Revolution in der Zeitmessung der Jahre 1792 bis 1805“ zeigt Raritäten aus eigenen Beständen, anderen Museen sowie aus Privatbesitz. Die Chronometer füllen zehn Vitrinen, die den zehn Tagen der Dekaden — dem Primi, dem Duodi, dem Tridi, dem Quart und so weiter — gewidmet sind. Ebenso selten sind auch die damals gültigen republikanischen Kalender mit den nach dem Klima benannten Monaten des Jahres wie Brumaire (Nebelmonat), Frimaire (Frostmonat), Pluviose (Regenmonat) und Ventose (Windmonat).

Die neue Zeit hatte, historisch betrachtet, aber schon mit dem Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789, also rund zwei Jahre vor der neuen Zeiteinteilung, eingesetzt. Bis 1792 waren Menschen- und Bürgerrechte deklariert, Kirchengüter nationalisiert, Adelsprivilegien aufgehoben. König Ludwig XVI. verlor einen Tag vor der neuen Zeiteinteilung seinen Thron, ein Jahr später sollte er auch seinen Kopf verlieren. Der Satz von Goethe über den Beginn der neuen Epo-

che in der Weltgeschichte war in diesem Jahr anlässlich der 200-Jahr-Feier der französischen Revolution in vieler Munde.

Wie in Zürich zu sehen ist, lösten die Uhrmacher von damals die neuen, schwierigen Aufgaben: Taschen- und Großuhren erhielten zeitgemäße Zifferblätter. Aber war es, weil sie der neuen Zeit nicht Recht trauten und doch noch an der Alten hingen, die neuen Chronometer. Jedenfalls zeigen auf einem Zifferblatt oft zwei „Gesichter“: Der äußere Kreis teilt die zehn neuen Stunden zu 100 Minuten dar, der innere die 12 Stunden der gewohnten Zeit — bis 1805. Von da an ging man wieder zur alten Messung über. Das war ein Jahr, nachdem Frankreich mit Napoleon Bonaparte einen Kaiser hatte — Symbol für die neue alte Zeit.

Im Gegensatz zu den historischen Zeitmessern machen im Züricher Kunsthaus 14 der bedeutendsten Schweizer Firmen der

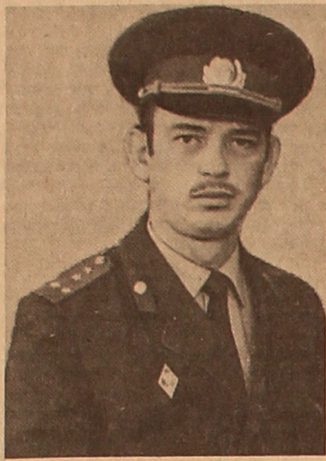
Uhren- und Schmuckindustrie, die sich seit 1942 zu „Montres et Bijoux Geneve“ zusammengeschlossen haben, auf ihre Luxusuhren von Morgen aufmerksam. Dabei ist der künstlerische Schmuck der Zeitmesser das EC-die unter dem Zifferblatt verborgene großartige Uhrmacherkunst das andere. Die Uhren und Uhren der Meisterklasse aus Gold und Weißgold, mit Diamanten und Perlmutter verziert, haben ihren Preis — von einigen Tausend bis zu Preis von Hunderttausend Franken. Neu ist das „halbe“ Armband, das Golden von der Uhr weggeführt und in feines Leder mündet. Auf einer Pressekonferenz wurde auf die wirtschaftliche Bedeutung der Luxusuhrenindustrie für die Schweiz hingewiesen. Bei den 1988 aus der Schweiz exportierten Uhren machten die Luxusuhren zwar nur fünf Prozent aus, vom Wert her betrachtet repräsentierten sie jedoch 58 Prozent des gesamten Umsatzes.

Heute — Tag der sowjetischen Miliz

Der Prophylaxe den Vorrang

Seit acht Jahren dient der Hauptmann Alexander UNGEFUG in den Organen der Miliz. Alexander war bereits in der Kriminalabteilung und in der Abteilung für die Arbeit mit sozialgefährdeten Personen tätig. Die Einwohner von Krassnoje, Tassoba, Jaroslawa und Leninskoje im Rayon Jessil, Gebiet Zellnograd, kennen den Hauptmann Ungefug gut. Vielen Jugendlichen aus sozialen Familien konnte er mit Wort und Tat den richtigen Weg im Leben finden. Jetzt ist er Lektor im poli-

tischen Bildungssystem der Stadtverwaltung des Innern Jessil. Im September dieses Jahres hat Alexander Ungefug am Republikseminar der Propagandisten des politischen Bildungssystems des Ministeriums des Innern der Kasachischen SSR teilgenommen. Nach diesem Seminar wurde Hauptmann Ungefug mit dem Ehrenzeichen „Bester Propagandist“ für seinen Beitrag zur Propagierung der Rechtskenntnis unter den Sergeanten und Offizieren der Miliz in Jessil ausgezeichnet.



Beispiel eine Erscheinung wie das Rackett: die Erpressung von reichen Kooperatoren — oder zwischenationale Zusammenstöße. Wir Milizionäre müssen uns an die neuen Bedingungen anpassen und negative Tendenzen in der Gesellschaft in den Griff bekommen. Solange so große soziale Probleme existieren, müssen wir mit einer hohen Kriminalität rechnen. Aber wir hoffen, daß die Lage in dieser Hinsicht dank der neuen wirtschaftlichen Politik der Regierung besser wird. Alle Verletzungen der öffentlichen Ordnung und der Bürgerrechte sollen ausnahmslos eine ernsthafte Abfuhr erfahren. Was die Lage hinsichtlich der Jugendkriminalität, besonders dem Rowdytum angeht, muß man hier sehr differenziert handeln.

Am Vorabend seines Berufsfeiertages traf sich unser Korrespondent Igor TRUTANOW mit Hauptmann Alexander Ungefug und stellte ihm ein paar Fragen.

Alexander, zur Zeit ist in Kasachstan sowie auch im ganzen Lande ein beträchtlicher Anstieg der Zahl der Straftaten im Vergleich zu dem vergangenen Jahr zu verzeichnen. Worauf ist diese negative Erscheinung Ihrer Meinung nach zurückzuführen?

Unsere Gesellschaft befindet sich jetzt in einer Übergangsperiode zwischen Altem und Neuem. Das Alte — das historische Oberholte, für die Mehrheit von uns nicht mehr Erträglich — macht unser Leben immer noch trüb und freudlos. Man könnte eine mehrere Meter lange Liste dieser kleinen und großen unterträglichen Probleme aufstellen. An erster Stelle würden dann zweifellos die alten, „traditionellen“ Verhältnisse zwischen dem Staat und der Persönlichkeit stehen, unter denen der Mensch als ein Eigentum des bürokratischen Apparates angesehen wird. Die Probleme im wirtschaftlichen Bereich rufen in der Bevölkerung Verdruss, Unzufriedenheit und nicht selten Aggressivität hervor. Vom letzteren zeugen die Statistik und unerfreuliche Berichte des Ministeriums des Innern: Innerhalb von sieben Monaten dieses Jahres wurden im Lande mehr als eine Million Verbrechen begangen, was um ein Dreifaches mehr als im gleichen Zeitraum des Jahres 1988 ist. Die soziale Ungerechtigkeit, administrative Weisungsmethoden in allen Bereichen der menschlichen

chen Tätigkeit und die Unterdrückung von Persönlichem im Menschen brachten giftige Früchte. Die Kriminalität ist meines Erachtens noch eine extreme Form des sozialen Nonkonformismus, eine perverse Form der Durchsetzung eigener Persönlichkeit, deren sich oft an guter Erziehung, Ausbildung und Moral beraubte Menschen in jeder Gesellschaft, wo die Regel „Der Stärkste hat immer Recht“ vorherrscht, bedienen. Darum hat die Miliz zur Zeit sehr viel zu tun.

Man nennt diese Zeit die „Übergangsperiode“. Welche Rolle spielt die Miliz darin?

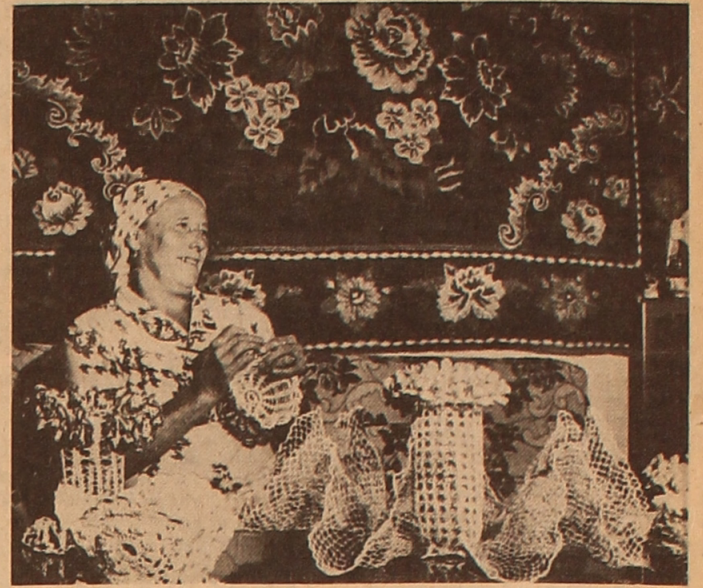
Die Miliz hat heutzutage eine sehr komplizierte Aufgabe zu lösen. Unsere heutige Zeit hat ihre spezifischen Probleme, zum

Man darf keinesfalls alle Straftäter über einen Kamm scheren. Der Milizionär soll in diesem Fall Pädagoge werden. Es ist das leichteste, einen komplizierten Burschen hinter Schloß und Riegel zu stecken. Mit der Zeit geht jedem die Dummheit aus dem Kopf, wir Milizionäre müssen uns bemühen, solchen jungen Menschen zu helfen, diese gefährliche Altersperiode zu überwinden. Das Gefängnis ist das allerletzte Mittel. Dabei bauen wir auf die Hilfe der Bürger. Unsere Arbeit ist ohnehin nicht immer effektiv. Ich denke auch, daß der Prophylaxe von gesetzwidrigen Taten mehr Achtung und Bedeutung beigemessen werden soll.

Unser Bild: Der Hauptmann Alexander Ungefug.

Als wir uns im Gebiet Taldy-Kurgan auf die Suche nach Handarbeitsmeisterinnen machten, die nationalen Traditionen im Kunsthandwerk folgen, stießen wir im Gebietsmuseum auf eine Spur, die uns in den Thälmann-Kolchos führte. Später sollte es sich herausstellen, daß wir etliche Arbeiten der kunstfertigen Frauen aus der Siedlung Thälmann bereits in Alma-Ata auf einer Volkskunstausstellung gesehen hatten. Im Geschichtsmuseum nannte man uns die Namen Alwine Weiß, Erika Auras, Therese Spitzer und Amalie Schwarz. Die Handarbeiten dieser und anderer Frauen waren auf der Volkskunstschau während der Tage der deutschen Folklore im Gebietszentrum ausgestellt gewesen.

Zwei dieser Meisterinnen wollen wir in unserem heutigen Beitrag stellvertretend für die vielen anderen vorstellen. In der guten Stube von Alwine Weiß sieht man sofort, daß die Hausherrin eine begeisterte Handarbeitsmeisterin ist. Angefangen von dem bunten großen Teppich, über die gehäkelten



Aus Wolle, Zwirn und Maisstroh

Spitzeneinsätze in den Kissen, bis hin zu dekorativen Vasen, Gefäßen und zahlreichen Deckchen reich die Palette der von Alwine Weiß angefertigten Arbeiten. Sie erzählte, daß sie das Häckeln, Stricken und Knüpfen von ihrer Mutter, einer Woly-niendeutschen gelernt hatte. Die vielen Muster und Formen denkt sie sich aber selbst aus, während sie über der Handarbeit sitzt. Die mit bunten Häckelkanten verzierten und mit Zucker gestärkten Gefäße aus weißem Zwirn werden in Thälmann von fast allen Frauen angefertigt, ebenso finden die mit plastischen Schwämmen versehenen Deckchen bei ihnen großen Gefallen. Der Wandteppich, der das Wohnzimmer von Alwine Weiß schmückt, ist schon vor etlichen Jahren entstanden. Damals waren Teppiche knapp, und die Frauen im Kolchos machten sich daran, selbst Teppiche zu knüpfen. Wo die Anregung und die Vorlagen dazu herkamen, konnte uns keine der Frauen genau sagen. Offensichtlich fließen hier Traditionen der farbenfrohen deutschen Bauernmalerei, in der häufig Blumenmotive für Schränke, Truhen und ähnliches verwendet wurden und orientalische Traditionen zusammen. Möglicherweise können Anregungen aus den uigurischen floralen Teppichmustern stammen.

Auf jeden Fall handelt es sich bei diesen Handarbeiten um das Produkt einer Verschmelzung von traditioneller Volkskunst und dem stärker individualisierten modernen Kunsthandwerk, daß von der massenweisen, seit dem vorigen Jahrhundert unter den einfachen Volksschichten verbreiteten Kunstproduktion stark beeinflusst war. Der gediegene, rustikale und urwüchsige Charakter einer weniger beeinflussten Bauernkunst tritt hierbei zurück, es kommt zuweilen eher eine Oberladenheit mit Verzerrungen und Mustern vor.

Erfreulich ist, daß die Handarbeitstraditionen auch an Jüngere weitergegeben werden, denn es gehören doch sehr viele Kunstkniffe dazu, um solche Teppiche zu knüpfen oder so komplizierte Häckelarbeiten anzufertigen. Alwine Weiß erzählte, daß sie auch die Wolle selbst färben und die Vorlagen nach alten Vorbildern oft selbst zeichnen. Ihre Mutter hat, als die Familie vor dem Krieg noch im Gebiet Odessa wohnte, auch die Wolle selbst gesponnen. Alwine Weiß selbst ist bereits in Thälmann-Kolchos geboren. Hier in dieser Siedlung gibt es nun tatsächlich schon eigene Handarbeitstraditionen, denn die Frauen tauschen ihre Erfahrungen ständig untereinander aus. Wer die gehäkelten Gefäße von den Handarbeitsmeisterinnen aus Thälmann einmal

gesehen hat, wird sie auf jeder Ausstellung wiedererkennen.

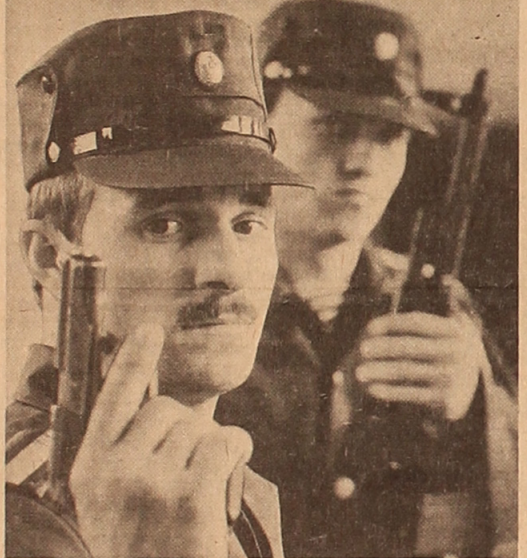
Therese Spitzer beherrscht ein ganz anderes Handwerk, das in dieser Gegend sonst niemand kennt. Aus einfachem Maisstroh fertigt sie Körbe an. Die Einkaufskörbe, Nähkörbchen und anderen geflochtenen Gefäße in den verschiedensten Größen finden bei allen viel Gefallen. Im Hof trocknet die 73jährige das Maisstroh, das dann, leicht angefeuchtet, mit Hilfe einer Nadel verarbeitet wird. Ein Teil des Maisstrohs wird gefärbt — rosa, grün, blau — und so werden schöne, ausgewogene Muster in das Flechtwerk eingebracht.

Wie kommt Therese Spitzer zu einem hier seltenen Handwerk? „Ich stamme aus Bessarabien; dort und auch in der Ukraine habe ich das gelernt. Bei uns zu Hause hat das damals jeder Deutsche gekannt, nur hier kann das niemand, und alle wundern sich“, erzählt Therese Spitzer. Ihr Vater hat auch Weidenkörbe geflochten. In der Ukraine gibt es ja eine sehr reiche Tradition im Körbflechten, das auch unter den Gewerben in Deutschland seinen festen Platz einnahm. Die farbenfrohen Verzerrungen der ukrainischen Korbbwaren waren also, wie es sich erweist, auch unter der damals dort ansässigen deutschen Bevölkerung eine verbreitete Tradition.

Wir bitten Therese Spitzer, uns noch einige ihrer kleinen Kunstwerke zu zeigen, aber sie hat davon gar nicht viele zu Hause, denn immer wieder, wenn die Körbe der Tochter, den Schwiegertöchtern oder Nachbarinnen gefallen, gibt sie diese weg. „Ich kann ja wieder neue machen; wenn sie eben den Frauen gefallen, dann sollen sie sie auch haben“, sagt sie. Wir entdeckten im Haus auch noch eine kleine Matte, die ebenso aus Maisstroh geflochten ist; die Anwendung dieser Technik ist also sehr vielseitig. Ja und nicht nur zum Maisstrohflechten verwendete Therese Spitzer ihre Zeit, sie hat elf Enkel und sieben Urenkel, für die sie häkelt und strickt.

So entstehen vor allem in der Winterzeit in Thälmann aus den verschiedensten Materialien — aus Wolle, Zwirn, Maisstroh und vielem anderem mehr — zahlreiche dekorative und Gebrauchsgegenstände. Wir wollen hoffen, daß diese Traditionen erhalten bleiben und entwickeln werden.

Birgit UTZ, Korrespondent der „Freundschaft“
Unsere Bilder: Alwine Weiß kennt viele Handarbeitskniffe; diese schönen Maisstrohkörbe hat Therese Spitzer angefertigt.
Fotos: Wassili Choloschnjuk



Über 40 000 qualifizierte Mitarbeiter der Miliz sind in den zwanzig Jahren im Zwischenbereichszentrum des Innenministeriums des Pawlodar Gebietspartei-Komitees ausgebildet worden. Hier erhalten die Mitarbeiter von Kriminalabteilungen, Abschnittsinspektoren der Miliz, Staatliche Kfz-Inspektoren, die Streifen-dienst-Milizionäre — insgesamt 15 Kategorien von Mitarbeitern des Ministeriums für innere Angelegenheiten — ihre Ausbildung. In den mit technischen Lehrmitteln gut ausgestatteten Kabinetten, mit Trainergeräten und an Lehrobjekten für praktischen Un-

terricht eignen sie sich die theoretischen und praktischen Fertigkeiten an. Unsere Bilder: Der Veteran des Lehrzentrums Major der Miliz Wassili Frowlow während des praktischen Unterrichts in Verkehrsregeln; Nach dem vierjährigen Dienst im Bestand unserer Truppen in Afghanistan wurde Valeri Jakowlew, Fähnrich und Kommandeur des Panzerbataillons und MG-Schützenzugs, Mitarbeiter einer Milizondergruppe des Innenministeriums Gebiets Alma-Ata. Jetzt machen Valeri und sein Kollege Wladislaw Dema (rechts) ihre Weiterbildung im Zentrum durch. (KasTAG)

Ein in Umlauf gebrachtes Postwertzeichen

Am 7. Oktober 1989 ist ein Postwertzeichen zum 40. Gründungstag der Deutschen Demokratischen Republik, des ersten Arbeiter- und Bauernstaates Deutschlands, in Umlauf gebracht worden.

Die DDR hat als erster Staat in der deutschen Geschichte, die Friedenspolitik zu ihrer Staatspolitik gemacht. Sie hat in ihrem Territorium den deutschen Militarismus, Faschismus und Rassismus beseitigt und führt eine Außenpolitik durch, die dem Frieden, Sozialismus und der Verhinderung eines neuen Weltkrieges dient. Im Mittelpunkt der Komposition befinden sich die Wappen der Bezirkshauptstädte, die die DDR-Flagge einrahmen.



Die Komposition des Postwertzeichens stammt von A. J. Schmidstein. Nominalwert — 5 Kopeken.
R. BODNAR,
Leiter der Werbeabteilung

Zum Schmunzeln, Lachen und... Nachdenken

Die Eisschmelza!

Bei uns en Kasachstan war diesjahr recht viel Schnee, s war schon März Monat un hanna de Häusa liege noch so grouße Eiskippel. Gewiß, die alt Leit sage, das Schneeschippe war net neetig, der geht alain weg, awa wo ma gehe muß, do is imma en Matsch, un ma muß den Schnee wegschmelze. Was mel Nochor is, de Pfundephilip, der brecht die Eiskippel mit der Brechschlange weg. Wer schun mit solch einer Arweit zu tue hat ghat, der waß, was däs für Arbeit is. Die Gelehrte hun schun viel Maschine ausgedenkt, daß es for den Mensch leichta is. Awa so en Atomschmelza hunse noch net gmacht, wo ma die grouße Eiskippel kennt wegschmelze. Ich sagt zu melna Lies: „Dawal, mache ma emol e Experiment, mel sin alle zwaa noch tichtig bei Flaasch, neuschell hawe ma net soviel Hitz in uns, daß wenn ma uns uf den Eiskippel hocke, daß dea una uns net vaschmelzt? Una Geroje fliege en de Kosmos un komme wieder glicklich zu rück. Die Gelehrte treiwde des Wassa aus de Fliß zum Nord noch Siede, so kenne ma das aach mol prowiere.“

Eiskippel! Sie wollt net arch an den Vorschlag, is awa doch gangen un hot die Kuchwae gebrucht, un mia hawe uns ganz dicht zammgehockt, daß k Energie valore geht. Gewiß, v Ofang wars una dem Sitzflaasch etwas kühl, awa wie is dea heilige Mensch, die gewehnt sich grell zu solche nete Sache, un mia ware noch net fertig mit Dickschurriere, wu ma unna Garte ettaule un wie ma alles setze were, un do howe ma schun ufm Bode hock, un däs Wassa is en de Arik glösse „Hortich, dawal“, sagt ich zu melna Lies, „nem die Kuchwae grell uf en anderer Eiskippel, weil mia misse uns elle. Ma muß schmiede, solange des Eise rot is.“ Und des war noch kaa Stund vagange, un alle Eiskippel ware wegggeschmolze, „Stehste“, sagt ich zu melna Lies, „däs is doch leichta wie mit der Brechstang etliche Tage do rumkippe. Wenn ma aa de Huschte krieger, der geht aach wieder weg.“ Wie däs mel Nochor gehe hot, daß unsa Eiskippel weg sin, issa hortich aakome un hot gfrogt, wie ich däs gmacht hun. Na, als gute Nochor hab ich ihm das Experiment vazehlt. „Na ja“, sagt er. „Ihr zwai könnt noch gressere Eiskippel schmelze losse, awa ich un mel Lene, mia sin derr, mia gfriere uf dem Eiskippel fescht.“ „Na, na nor sachtich, prowiert nor erscht moll! Wenns bei eich auch klappt, do könne mia denne Zeitungsmänna vorschlage, die Ratpredloschenje welta zu vabratze, weil däs erspart viel Zeit un aach Energie!“

Hans GERBERSHAGEN

Verstreutes

Ein Kind wird am See gefragt: „Willst du nicht ein Fischlein werden?“ Das Kind: „Nein! Das Wasser ist mir zu schmutzig.“
Sind wir nun Adam und Eva, da wir die verbotene Frucht kosten wollten?
Zu einem Großen werden, ist nicht leicht. Hängt es ab vom Wuchs viellecht?
Den Alten ist jeder Tag, jede Stunde teuer, die Jungen wissen nicht wohin damit.
Es gibt nichts Schrecklicheres für eine Frau als unbemannt zu bleiben.
Wenn ich mal schon ganz ohnmächtig bin, schließt mir bitte die Augenlider.

Vor der Geburt überkommt die Frauen ein Gefühl, als ob sie stürben.
Wollten den Urlaub auf der Krim oder im Kaukasus verbringen — bleiben aber zu Hause.
Es gibt keinen Dichter außerhalb seiner Philosophie.
Tiere, die im Zoo geboren sind, sind gezähmte Tiere.
In aller Frühe... begab sich die Schnake zum Raum.
Nichts ist beständig auf Erden. Doch merke: Ewig leben die klassischen Werke!

Wandelin MANGOLD
Chefredakteur Konstantin EHRlich

(Fortsetzung folgt)

Aus unserem Kulturerbe

Die Chortitzer Mennoniten

von D. S. Epp

Odeffa 1889

fangssaale waren bereits viele Herren als Bittsteller versammelt.

Auf die Vorstellung der Deputierten, ob sie ohne die vielen Zeugen zu einer Audienz gelangen könnten, wurden sie in ein Separatkabinett geführt, wo sie kaum Aufstellung genommen hatten, als der Großfürst, seine Gemahlin am Arme führend, das Zimmer betrat.

Beide Kaiserliche Hoheiten reichten ihnen die Hand zum Kusse. Der Großfürst selbst geruhte noch, sie allergnädig auf die Wangen zu küssen. In höchst leutseliger Weise unterhielt sich das großfürstliche Ehepaar längere Zeit mit den Bevollmächtigten und ließ sich mancherlei über das Wesen der Mennoniten und deren Einrichtungen in Haus und Hof erzählen. Zum Schlusse nahm der Großfürst in freundlicher Herablassung huldvoll das Glaubensbekenntnis der Mennoniten von den Deputierten entgegen, welches sie ihm, zierlich gebunden, bei dieser Gelegenheit zu überreichen wagten.

5. Die Heimkehr der Deputierten, und was sich während ihrer Abwesenheit in der Heimat zugetrug.

Endlich konnten die Unterhandlungen mit der Regierung abgeschlossen werden; die Konditionen waren festgestellt und nach fast achtwöchigem Aufenthalt in der russischen Residenz durften Höppner und Bartsch derselben den Rücken kehren um die Heimreise anzutreten.

Diesen Weg machten sie nicht allein. E. Trappe, der nach Punkt 17, der „bittenden Punkte“ zum Direktor der zu gründenden Mennoniten-Kolonien ernannt worden, begleitete sie, um zu allererst das in der Danziger Ge-

gend angefangene Werk, Emigranten für sein Land zu gewinnen, abzuschließen.

Die Marschroute der kleinen Reisegesellschaft wies über Riga und Warschau. Weil der König von Polen damals noch Schutzherr der Stadt Danzig war, so schlen es geboten, ihn mit der Absicht der dortigen Mennoniten bekannt zu machen, ja wenn möglich, seine Protektion für dieses Vorhaben zu gewinnen, was allem Anscheine nach nicht ohne Erfolg gewesen ist.

Nach mancherlei erlittenem Ungemach und vielen durchkämfen Beschwerden einer weiten, unbequemem Rückreise führten die Heimkehrer endlich an einem Sonnabende, kurz vor Martini, unter den schmetternden Tönen des Posthorns in Danzig auf Langgarten ein, hielten vor dem russ. Konsulatsgebäude an und wurden vom Konsul aus freundlichste begrüßt.

Es war gerade Markttag. Viele Landbewohner aus den umliegenden Dörfern waren in der Stadt anwesend, unter diesen auch solche, die den regsten An-

Unsere Anschrift:

Kasachskaja SSSR,
480044, Alma-Ata
ul. M. Gorkogo, 50
4-й этаж



Vorzimmer des Chefredakteurs — 33-42-69; stellvertretende Chefredakteure — 33-92-91, 33-38-53; Redaktionssekretär — 33-37-77; Sekretariat — 33-34-37; Abteilungen: Ideologische Massenarbeit — 33-38-69; 33-38-04; Ökonomik — 33-35-09; Wirtschaftsinformation — 33-25-02; 33-37-62; Kultur — 33-43-84; 33-33-71; Leserbriefe — 33-48-29, 33-33-96, 33-32-33; Literatur — 33-38-80; Stilredakteur — 33-45-56; Übersetzungsbüro — 33-26-62; Schreibbüro — 33-25-87; Korrektoren — 33-92-84.
Unsere Korrespondentenbüros: Dshambul — 5-19-02; Kustanal — 5-34-40; Pawlodar — 46-88-33; Petropawlowsk — 6-53-62; Zellnograd — 2-04-49.

«ФРОЙНДШАФТ»
ИНДЕКС 65414
Выходит ежедневно, кроме воскресенья и понедельника

Ордена Трудового Красного Знамени
типография Издательства ЦК Компартии Казахстана
480044, пр. Ленина, 2/4

Газета отпечатана офсетным способом
М 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
П 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
Объем 2 печатных листа
УГ01474 Заказ 12259